Sitzungsberichte der
Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-historische Abteilung
Jahrgang 1943, Heft 9

Kausalität oder Dogmatik in der Nationalökonomie

Von

Otto von Zwiedineck Südenhorst

Vorgetragen am 14. Mai 1943

München 1944
Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften
In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung

Druck von A. W. Zickfeldt, Osterwieck/Harz

Inhaltsübersicht

Seite

I. Wissenschaftsperipetien im allgemeinen 5

II. Peripetien in der Nationalökonomie 11

III. Die Verurteilung der „bisherigen naiven" Nationalökonomie . . 28

IV. Von den angeblichen Naivitäten der bisherigen Theorie 39

V. Zum Wirtschaftsbegriff der „reiferen" Nationalökonomie 50

VI. Die Verwerfung des Kausalitätsprinzips 64

1. Der Ausgangspunkt: die „Daseinsrichtigkeit" 64

2. Sinndeutung, innere Erfahrung, Erklärung 67

3. Zum Stand der naturwissenschaftlichen Kausalitätsformen . . 77

4. Die Wandlung im Begriff Naturgesetz 85

5. Kausales Erklären eine unentbehrliche Aufgabe der National-ökonomie 90

VII. Vom Wissen zum Glauben zurück? 97

VIII. Die Rolle des Glaubens in der Nationalökonomie 105

I

Wissenschaftsperipetien im allgemeinen

Aus der Entwicklung des menschlichen Wissens von der Natur und ganz vornehmlich aus dem Werdegang der Physik seit Kopernikus ist eine für alle wissenschaftliche Forschung aller Zeiten wichtige Erkenntnis zu gewinnen: auch das jeweils gefestigtest erscheinende Lehrgebäude ist angesichts der Unvollkommenheit der menschlichen Erkenntnismittel und Forschungsmethoden niemals dagegen gesichert, daß nicht eines Tages eine völlige Abkehr von der herkömmlichen Denkweise eintritt, eine Abkehr, die geradezu zu einer Umkehr der bisherigen Denkweise führt. Diese, schon durch den jeweiligen Stand der Erkenntnismittel bedingte Relativität des Wahrheitsgehaltes oder der Wahrheitsnähe des augenblicklichen Wissensstandes tritt zeitweise sogar im Bewußtsein der am Werke befindlichen Gelehrtengeneration stark zurück, und es sind dann oft auch wirklich verdiente wissenschaftliche Köpfe, die aus einem zwar nie ganz entbehrlichen, aber doch auch nicht ungefährlichen Selbstvertrauen heraus sich zu traumhaft positivistischen Schlußfolgerungen verleiten lassen, von denen es, wenn dann doch ein Neues sich Bahn gebrochen hat, ein bitteres Erwachen gibt. Man braucht dafür nur an die monistische Woge um die Jahrhundertwende und an einen Gelehrten vom Range Häckels zu erinnern.

Es läßt sich nun kaum eine tiefergehende Neuorientierung des Denkens in einer Wissenschaft vorstellen, als jene neuerliche — denn es ist ja nicht die erste — Wendung, die die Physik im 20. Jahrhundert erlebt. Mit dem Durchdringen der Relativitätstheorie und mehr noch der Quantentheorie Plancks ist nichts Geringeres als ein Wechsel im Wissenschaftsobjekt, vom Materiellen weg zu einem Gegenstand eingetreten, der aller sinnlichen Qualitäten entkleidet und nur noch durch ein System mathematischer Formeln charakterisierbar ist. Von dem Atombild, das seit Demokrit die naturwissenschaftliche Vorstellungswelt im wesentlichen erfüllt hatte, ist nur solch ein Gerüst von Formeln ge-

blieben [1]. Es ist damit aber nicht nur der Materialismus in der Naturwissenschaft liquidiert, es ist mit dem Nebeneinander von Wellentheorie und Korpuskulartheorie ein Dualismus aufgetreten, wie man ihn im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts nicht für möglich gehalten hätte, ja es ist sogar ein Erkenntnisprinzip der älteren Naturwissenschaft: natura non facit saltus gefallen.

Ganz abgesehen von der in gewissem Sinne erschütternden Tragweite dieser Wissenschaftsentwicklung und -wandlung der Kenntnisse für das Verhältnis zum Positivismus wie endlich auch zur Religion, ist die Tatsache, daß eine bereits als aufs festeste verankerte Grundanschauung von der Geltung der makrophysikalisch restlosen Vorausbestimmtheit aller Atombewegungen auch auf die organische Welt absolut unhaltbar geworden ist, ein wissenschaftliches Erleben, das nicht nur in der Naturwissenschaft sondern auch in den Geisteswissenschaften seine Bedeutung gewinnen muß.

Geht man nun daran, über die Wirkung solcher neuer Schritte oder Sprünge in der Entwicklung einer Wissenschaft auf die Ergebnisse vorausgegangener Forschungsarbeit Aussagen zu machen, so ist vor allem wohl zwischen Einzelwirkungen und Totalwirkungen zu unterscheiden, je nachdem nur ein mehr oder minder großes Teilgebiet einer Wissenschaft durch eine wissenschaftliche Tat erschüttert wird oder aber, wegen des die Fundamente der Disziplin berührenden Fortschrittes, die Wissenschaft in der Gesamtheit ihrer bisherigen Errungenschaften unhaltbar gemacht erscheint. Außerordentlich zahlreich sind jene Wendungen, in denen alte Techniken durch neue völlig verdrängt worden sind, schon viel seltener sind die Fälle, in denen solche technischen Revolutionierungen gleichzeitig eine naturwissenschaftliche Erkenntnisänderung bedeuten.

Das „Buch der Erfindungen und Entdeckungen" enthält genügend Material zur Belegung solcher einzelne herkömmliche Lehren vernichtenden Fortschritte. Und die Möglichkeit hört nie

[1] Pascual Jordan (Die Physik des 20. Jahrhunderts. 2. Aufl. Braunschweig 1938) bemerkt von diesem jetzt entmaterialisiert zu denkenden Atom, es sei ähnlich wie das geographische Gradnetz der Erde im Grunde nur noch ein Hilfsbegriff zur Ordnung experimenteller Tatsachen.

auf, sie liegt im Bereich des Gesetzes des wissenschaftlichen Fortschrittes, und so steht auch das Schicksal ganzer Lehrgebäude vor revolutionären Erkenntnis-Fortschritten nie gesichert.

Um so bedeusamer war das Beginnen, das Denken an sich schon einer fundamentalen Kritik zu unterwerfen, um der Möglichkeit solcher totalen Wissensrevolutionen wenigstens von der Seite her, daß die Denkformen und Erkenntniswege zur Quelle von Irrtümern werden können, Grenzen zu ziehen. In den Naturwissenschaften, soweit sie auf Sinneseindrücke angewiesen sind, ist, wie erwähnt, die Abhängigkeit von den Erfahrungsmitteln, den Wahrnehmungswerkzeugen, niemals auszuschalten, da die Vervollkommnung dieser Werkzeuge immer wieder zu neuartigen Sinneseindrücken, also völlig neuem Erfahrungsmaterial führen kann, und da auch diese Vervollkommnung nie still steht. Erst mit dem Übergang zum mathematischen Weiterdenken, „zur mathematischen Gestalt von Problemlösungen", über die unmittelbaren Sinneseindrücke hinaus, ist die Einflußmöglichkeit von dieser Seite ganz wesentlich anders, kleiner geworden.

Man möchte nun deshalb schon vermuten, daß in Wissenschaften, in denen diese Irrtumsquelle fehlt, weil nicht Sinneswahrnehmungen eine Grundlage der Forschung sind, tiefgehende Wandlungen in dem Wissenschaftsinhalt mindestens eine wesentlich geringere Rolle spielen. Der Vermutung entspricht die Wirklichkeit ganz und gar nicht, denn auch in den Geisteswissenschaften, die da in erster Linie in Frage kommen, fehlt es keineswegs an dem, was sich als ein Umbruch in der Entwicklung bezeichnen läßt.

Es hat sich auch in den den Geisteswissenschaften zuzurechnenden Wissens- und Forschungsbereichen die wissenschaftliche Arbeit durch vieles Dickicht unwissenschaftlicher Spekulation zu wirklicher Wissenschaftlichkeit durchringen müssen, und es ist in diesem Werdegang auch zu schroffen Gegensätzen von in der Vorherrschaft sich ablösenden Richtungen gekommen. Das gilt namentlich von der P s y ch o l o g i e. Diese Wissenschaft ist von der Mitte des 18. Jahrhunderts, als die ersten Versuche einer Experimentalseelenlehre gemacht wurden, in den Zeiten Fichtes, Schellings und Hegels „noch einmal in den Kernschatten meta-

physischer Vorstellungen getreten [1], ehe auch hier „der positivistische Sinn reiner Wissenschaft siegte und eine Individualpsychologie wie Sozialpsychologie mit einem konstitutiven und einem biologischen Zweige" zur Entfaltung gelangten. Es ist also keineswegs so einzigartig, unter den Geisteswissenschaften, wenn die, übrigens ja ebenfalls noch sehr junge Nationalökonomie sich in ihrem ersten, und anfangs immerhin recht glänzenden Aufstieg nicht als so ganz einheitlich erwies und die Schwächen dieser ersten Denkweise in der Wissenschaft des naturrechtlich fundamentierten Klassizismus eine Peripetie herbeiführten, indem die Forschung in eine neue, die historische Richtung drängte. Auch hier hat sich gezeigt, was Max Weber im Anschluß an die Feststellung einer neuen Etappe der methodischen Auffassung für unsere Disziplin zwar grundsätzlich, aber allerdings mit besonderem Hinweis auf die Sozialwissenschaft gesagt hat: nicht die sachlichen Zusammenhänge der Dinge, sondern die gedanklichen Zusammenhänge der Probleme konstituieren die Arbeitsgebiete der Wissenschaften und, wo mit neuer Methode einem neuen Problem nachgegangen wird und dadurch Wahrheiten entdeckt werden, die neue bedeutsame Gesichtspunkte eröffnen, da entsteht auch eine neue Wissenschaft. Ist solche Auffassung wohl geeignet, von den Subjekten der Wissenschaft her die Umbrüche zu erklären, da ja die gedanklichen Zusammenhänge gerade die allerindividuellste Angelegenheit des Forschers sind, so muß anderseits damit doch noch nicht das völlige Aburteilen und Verwerfen alles Vorausgegangenen gerechtfertigt sein. Gleichwohl tritt solches so oft und so radikal als Begleiterscheinung einer neuen Zusammenhangs-Auffassung auf, daß man sich allzu leicht verleiten läßt, in einer bloß neuen Richtung einer Wissenschaft eine Peripetie derselben gegeben zu sehen, wie es der sich selbst überschätzende Forscher wahrhaben will.

Was das Aburteilen über die ganze „ältere Generation" durch eine jüngere anlangt, ist z. B. daran zu erinnern, daß die alte Historie seit der Jahrhundertwende mit ihren Vergehen: Historis-

[1] Vgl. Karl Lamprecht, Deutsche Geschichte, 8. Band. R. Pauli, Über psychische Gesetzmäßigkeit, insbesondere über das Webersche Gesetz. Jena 1920. § 1.

mus, Relativismus, Positivismus, Weltabgezogenheit usf. „nach dem Willen der jüngeren Generation auf der Anklagebank" sitzt, weil eine neuromantische Bewegung, „eine breit gewordene Front eine andere Richtung, einen neuen Inhalt und eine neue Methode fordert, worüber Walter Goetz 1935 im Kreise der Akademie berichtet hat [1].

Auch in Grenzwissenschaften ist es nicht anders. So in der Medizin — mindestens zunächst als Gesamtwissenschaft gesehen. Auch hier begegnet man, wie Hoche ausführt [2], einem Wechsel von Wellen verschiedener geistiger Einstellung, die einander in der Forschung ablösen: negativ-positiv, analytisch-synthetisch, kritisch-mystisch, mechanistisch-idealistisch. Schon der Gegensatz zwischen der stärkeren Betonung somatischer oder psychischer Wege in der Therapie, wie er namentlich bei Herzerkrankungen und innersekretorischen Krankheitsbildern besonders auffallend in die Erscheinung tritt, weist auf ein Auf und Ab im Überwiegen verschiedener Grundanschauungen hin, wobei der Unterschied zwischen gefühlsmäßigem und erlebnismäßigem, zwischen philosophischem Denken mit Einordnung in das Weltbild und verstandesmäßigem Denken (Kißkalt) [3] zur Geltung kommt. So kann es kaum überraschen, daß in unseren Tagen auch in der Medizin geradezu eine romantische Welle in Bewegung ist, daß hier diese Neuromantik die Idee über alles stellt, so sehr, daß sie die Beobachtung verachtet. Schon mit Paracelsus' medizinischer Chemie hat der Vitalismus den Mechanismus [4] verdrängt, ist allerdings selbst wieder durch eine maschinelle Lebensauffassung vorübergehend überwunden worden, bis um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert eine auffallende Umkehr eintrat. Das 19. Jahr-

[1] W. Goetz, Intuition in der Geschichtswissenschaft. Sitzgsber. d. Bayer. Akad. d. Wiss. Jg. 1933, Heft 5.

[2] Hoche, Münchner mediz. Wochenschr. 1926, S. 1307 u. Zschr. f. Psychologie u. Soziologie III. 1927.

[3] Nach den vom Verf. mir gütigst überlassenen Fahnen Kißkalt, Theorie und Praxis der medizinischen Forschung, München 1943.

[4] Jener Materialismus, der in La Metrie einen Gipfel erreicht hat, da er in seinem L'homme machine (1748) die Abhängigkeit des Geistigen vom Körperlichen behauptete; der Mensch als zusammengesetzte Maschine sei eine Vereinigung von Triebfedern, die sich gegenseitig aufziehen.

hundert ist auch hier das Zeitalter des Materialismus und wieder lebt ein Vitalismus auf (Neovitalismus von Driesch und Bier) [1]. Freilich auf methodisch höherem Niveau, dank der Arbeit mit dem Experiment.

So sind Theorien und Therapien gekommen und sind wieder gegangen, aber dennoch und trotz mancher Erschütterung und Wandlung ist der gesicherte Bestand der Wissenschaft immer größer geworden. Nur gerade in der Nationalökonomie scheint es mit dem κτῆμα εἰς ἀεί besonders schlecht zu stehen, — wenn man einer Richtung des jüngsten deutschen Schrifttums Glauben schenken soll.

---

[1] F. Christmann a. unten a. O. (S. 79 Note) S. 16 sagt vom Vitalismus Drieschs allerdings, er bleibe in der Tat im Mechanismus stecken, wozu Driesch, wie auch mir dünkt, allerdings schon mit seinem Begriff des „Harmonisch-aequipotenziellen Systemes" einen Angriffspunkt liefert.

II

Peripetien in der Nationalökonomie

Gegenüber der wirklich umfassenden Erscheinung, dieser Vielheit der Erschütterungen von Wissenschaften, liegen gleichwohl die Dinge hinsichtlich tieferer Wandlungen in der Nationalökonomie noch besonders, gewiß nicht am wenigsten, weil hier außerwissenschaftliche Einflüsse wirksam geworden sind.

Schon das sogenannte vorwissenschaftliche Schrifttum über Wirtschaftsfragen war, obwohl vorwiegend theologisch, keineswegs einheitlich, sondern weist sehr beachtliche Verschiedenheiten auf, die sich, ausgehend von dem Problem des gerechten Preises, um die Wirtschaftsordnung und um die Frage mehr oder weniger zentraler Leitung und selbst um das Problem der Freiheit des Marktes bewegten. Der kanonistischen Wirtschaftsethik mit ihren Forderungen an die Wirtschaftsgestaltung folgte schon mit merklichen Gegensätzen die Lehre der großen Scholastiker, dieser wieder die kritische Haltung der Nominalisten und, immer noch auf derselben Ethik aufbauend, die sehr viel freiere Auffassung der Spätscholastik mit wesentlich stärkerer Bedachtnahme auf die spätmittelalterliche Praxis der Stadtpolitik [1].

Obgleich ins Grundsätzliche gehend sind es gewiß keine grundstürzenden Neuerungen der Anschauungen gewesen, denn ein Wissenschaftsinhalt existierte ja noch nicht. Das gilt auch von der freilich teilweise gleichfalls theologischen Utopien-Literatur. Immerhin ist nicht zu übersehen, daß auch die Utopien ein Ausdruck für die seit dem 13. Jahrhundert unverkennbar einsetzende neue geistig-seelische, und man kann wohl sagen, sozialkritische Grundhaltung sind, die mit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts allenthalben auch in Deutschland durch die Verschärfung der ständischen, ja man kann schon sagen klassenmäßigen Unterschiede versteift worden ist.

---

[1] Hierzu Jos. Höffner, Wirtschaftsethik und Monopole im 15. und 16. Jahrhundert. Jena 1941. Sowie mein Aufsatz: Zur Wirtschaftsethik des Spätmittelalters und des 16. Jahrhunderts. Jb. f. Nat. u. Stat., 156. Bd., S. 67 ff.

Es ist mit guten Gründen geltend gemacht worden, daß vom 16. Jahrhundert ab auch ein nationaler Zug im wirtschaftswissenschaftlichen Denken bemerkbar ist [1], der immer mehr die Oberhand gegenüber übernationalem Dogma und Moral gewonnen hat. Wie sich die Schwächung der religiösen Weltanschauung unter dem Eindruck der Machtlosigkeit der kirchlichen Ethik gegen das immer mehr wachsende bewegliche Vermögen und gegen die Besitzverschiedenheiten in Volkserhebung und Massenbewegungen mit und ohne religiösen Charakter fühlbar machte, so ist auch die Emanzipation des geistigen Lebens und speziell des Denkens und Urteilens über Staat und Wirtschaft selbst in den kirchentreuen Kreisen eine Begleiterscheinung der allgemeinen religiösen Schwäche. Von den Ursachen, die diese herbeigeführt haben, war eine offenbar auch für die Stellungnahme zu den wirtschaftlichen Dingen besonders bestimmend: die nationalpolitische Aufspaltung Europas mit dem Aufsteigen der großen nationalen Monarchien im Westen. So wird auch die vom 15. Jahrhundert an reifende wirtschaftliche Ideenwelt des Merkantilismus national differenziert. Dieselben Grundideen merkantilistischer Art werden in Österreich anders wie in Frankreich und da wieder anders wie in dem so selbstbewußten England vertreten und praktisch gestaltet, ganz abgesehen davon, daß sie in Deutschland im allgemeinen überwiegend populationistisch, in Frankreich industrialistisch, in England lange Zeit überwiegend kommerzialistisch ausgewertet wurden (Salin). Stehen schon diese unbedeutenden Verschiedenheiten im Zeichen von Zusammenhängen mit Wandlungen in der großen Politik, so gilt das erst recht von wirklichen Peripetien in der wirtschaftlichen Denk-

[1] Im Sinne von Montchrétiens These, daß der Eine nie verliere, ohne daß der Andere dabei gewinne (im Außenhandel in höherem Ausmaße als für irgendeine andere Sache geltend), wurde auch die Denkrichtung nationalstaatlich orientiert, ohne daß die nationale Idee dabei eine Rolle spielte. Sie war noch kein dynamischer Faktor. (Salins Geschichte der Volkswirtschaftslehre. 2. Aufl. 1929. Dazu auch J. Lortz, Die Reformation in Deutschland I, 1939, S. 8. Über den Primat des Machtmomentes vgl. E. F. Heckscher, Der Merkantilismus, II. Bd., 1932, S. 3 ff., und M. Saitzew, Der Merkantilismus (Festgabe f. F. Mangold), Basel 1941.)

weise, mit denen eine neue Auffassung von Sein und Seinsollen in der Wirtschaft eine vorausgegangene verdrängt hat.

Es ist paradox und doch zutreffend, daß unsere Wissenschaft mit einer solchen Peripetie ins Leben getreten ist. Die Haltung des physiokratischen Wirtschaftsdenkens ist schon dadurch gegenüber dem damals bestehenden Wirtschaftsregime des Merkantilismus so viel schroffer, daß es voluntaristischen Charakter hat. Die Physiokraten wollten den Zusammenbruch des bestehenden merkantilistischen Systems, sie wollten seine Einrichtungen beseitigt sehen und verurteilten merkantilistisches Denken. Quesnays Tableau sollte nicht eine Zeichnung der Wirtschaft geben, wie sie damals wirklich war, als Quesnay es herausgab, sondern wie sie sein sollte, und es sollte eine Vorstellung von der gesunden Wirtschaft geben, die mit der natürlichen Ordnung übereinstimmt. „Die natürliche Ordnung und der gesunde Organismus verfließen in Eins", was nicht dazu stimmt, ist unnatürlich, ist krank und muß überwunden werden. Hier sind also die neuen Ideen geradezu auf glatte Negation der alten gerichtet und getragen von der Überzeugung, daß sie sich durchsetzen müssen. Es ist ausgeschlossen, daß beide Lehren mit praktischer Wirksamkeit nebeneinander bestehen. Dabei haben die physiokratischen Denker gewiß nicht eine Revolution im Auge gehabt, sie haben staatserhaltend gedacht, trotz der Reformbedürftigkeit der staatlichen und der gesellschaftlichen Einrichtungen. Aber der Staat mußte anders regiert werden. Daß die Verwirklichung ihrer Ideen im Finanzwesen ohne Umsturz des Bestehenden überhaupt nicht zu erreichen sei, haben sie sich vielleicht nicht klar gemacht.

Auch der Physiokratismus kann, ja muß als eine politische Wissenschaftsrichtung gesehen werden, denn seine Lehren sind nicht nur ein Niederschlag des Naturrechtes, herausgearbeitet aus Naturrechtsvorstellungen, sondern die Naturrechtsidee schließt das Postulat in sich, den Staat zur Verwirklichung dessen zu bringen, was dem Naturrecht entspricht in der Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens, also im wirtschaftlichen Verkehr und in der

Verwaltung [1]. Da aber das Naturrecht als Idee nichts Politisches an sich hat, sondern philosophischer Natur ist, so ist das ganze physiokratische System moralphilosophisch und mit diesem unverkennbar ethischen Gehalt bedeutet es gegenüber dem ganz unphilosophischen, nur machtpolitischen Merkantilismus eine Rückkehr zu einer ethischen Fundamentierung der Wirtschaft. Das Seinsollen, das der Physiokratismus vertritt, ist nicht auf das Interesse, den unmittelbaren Vorteil des Staates eingestellt, sondern bedeutet eine Pflicht des Staates im Hinblick auf den wirtschaftlichen Wohlstand des Volkes. War im Merkantilismus die Theorie nur das Sekundäre, eine nur in wenigen Ausnahmen — namentlich bei einigen Kameralisten — mitsprechende Begleitmusik, so ist die Sache für den eigentlichen Physiokratismus gerade umgekehrt. Die Praxis ist bekanntlich lange Zeit der physiokratischen Theorie nur ganz schwächlich nachgehinkt und selbst die ihrem stammespsychologischen Wesen nach zu rationalem Nationalismus prädisponierten Briten, die sogar die Weltanschauung in den Dienst ihrer Wirtschaftsziele stellten, haben erst im Bewußtsein ihrer gegenüber dem übrigen Europa bereits erreichten Wirtschaftsüberlegenheit und aus dem nach Napoleons Ende berechtigten Gefühl des Anwachsens ihrer staatlichen Macht die Konsequenzen der Theorie in der Praxis jeweils so weitgehend gezogen, als es nach der Lage der Dinge zweckmäßig schien.

Die klassische Lehre erhob sich über den Physiokratismus durch die wissenschaftliche Methode, denn während dieser im wesentlichen eine erfundene abstrakte Lehre war, die von einem Glauben ausging, ohne das Tatsächliche, Seiende anders als kritisch zu beachten, ist die Lehre im Wealth of Nations „ein umfassendes von einheitlichem Gesichtspunkt entworfenes Bild über den Ver-

[1] Allerdings nicht etwa nur negativ im Sinne eines völligen Verzichtes des Staates auf Eingriffe, sondern auch positiv: Verkehrsförderung durch Straßenbau (avances souveraines), Gesetzgebungsaufgaben, Beeinflussung von Sitte und Sittlichkeit, namentlich in der Verwendung des produit net (Schumpeter, Epochen der Dogmen- und Methodengeschichte G. d. S. I., 1. Tl., 2. Aufl. 1924). Insbesondere sei an die achte Regel Quesnays erinnert: Begünstigung produktiver Ausgaben.

lauf und die Grundzusammenhänge der Volkswirtschaft“ [1], und nur der Hintergrund ist philosophisch. Schon mit der Fragestellung war bei den Klassikern die Wissenschaftlichkeit in viel höherem Grade als vorher entwickelt. Richtige, methodisch zweckmäßige Fragen (wie kommen Preise zustande? wie verteilt sich das Sozialprodukt? u. dgl.) führten zu Feststellungen, die den Weg zu wichtigsten praktischen Schlußfolgerungen sehen ließen, wie sie allerdings von den Klassikern ins Auge gefaßt waren. Preis-, Lohn-, Geld-, Rententheorien usf. wurden die Grundlage der politisch orientierten Teile des Lehrgebäudes, der Stellungnahme zur Bodenproduktion, zu gewerbepolitischen, geldpolitischen und Außenhandelsproblemen usw. Allein wenn auch nun in der Lehre der Klassiker die praktischen P r o b l e m e und ihre naturrechtlich-liberalistische Lösung sehr in den Vordergrund traten, wenn die Stellungnahme zu ihnen den wirtschaftspolitischen Charakter also stark betont, die politischen Wünsche der Autoren oft als wesentlichen Teil der Lehre erscheinen ließen, so war der w i s s e n s c h a f t l i c h e G e h a l t dieser Literatur doch g r u n d s ä t z l i c h u n p o l i t i s c h [2]. Und wenn es gilt, die Gegnerschaft gegen Naturrecht und Klassizismus zu verstehen, wie sie dann in der diese radikal verurteilenden Kritik des romantischen Schrifttums zu Tag getreten ist, so darf man auch nicht außer acht lassen, daß ein Ast am Baume des Naturrechtsdogmas sich eindeutig zum Utilitarismus ausgewachsen hatte, und es ist so viel von der Schroffheit, mit der die neue, romantische Art die Wirtschaft zu sehen aufgetreten ist, durch die ungerechtfertigte Generalisierung solch einer Teilerscheinung des Klassizismus zu erklären, der eben durchaus keine Einheit geblieben war.

Allein die Gegensätzlichkeit der romantischen zur klassischen Nationalökonomie ist doch wieder fundamental. Denn die R o -

[1] Damit ist der Begriff Theorie in dem Sinne erfaßt, wie er von naturwissenschaftlichen Forschern verstanden zu werden pflegt. Zu vgl. z. B. die Formulierung bei L. B o l t z m a n n.

[2] Daß der Liberalismus der Klassiker und ihrer Nachfahren allerdings „ein eminent politisches Gesicht“ hatte (vgl. H. N e i ß e r, Der Gegensatz von „anschaulich“ und „rational“. Arch. f. Soz., 65. Bd., S. 230), steht auf einem anderen Blatt.

mantik, in der Gesellschaftslehre unverkennbar philosophischen Ursprungs, bedeutet Ersetzung der atomistisch-individualistischen Erklärung des Staates durch eine organisch-universalistische auf sittlicher Grundlage. Hat der Staat für die Geschichte wie für die Politik bishin die Bedeutung einer Ordnung des Staatsvolkes zur Erreichung seiner politischen Hochziele gehabt, einer Ordnung, die mit persönlichen Herrschaftsverhältnissen beginnend viele Metamorphosen durchgemacht hat [1], so erhält er in der Romantik ein „kosmisches religiöses Gepräge". Die Anschauung, daß sich das Gemeinwesen aus der inneren Notwendigkeit zur Hingabe der Einzelnen an die Gemeinschaft ergab (zu einem Treueverhältnis im Feudalwesen) [2], stand zu dem Erklärungsprinzip, alles Staatliche aus der Vernunft abzuleiten, in einem klaren konträren Gegensatz. An die Stelle der alles zersetzenden Vernunft, die mit restlos kalter, analytischer Überlegung den individuellen Nutzen und Vorteil zum Leitprinzip alles Entscheidens und Handelns machte und damit alles Geschehen in das grelle Licht des rationalen Individualismus rückte, trat in den romantischen Auffassungen des Gesellschaftslebens „das philosophische Grundgefühl der Rätselhaftigkeit des Daseins selber, der Zwiespalt von Skepsis und Mystik als das Wesentliche der neuen Staatsauffassung" mit der Konsequenz „traumhafter Verworrenheit, Zusammenhangslosigkeit und Abenteuerlichkeit alles Geschehens" (Spann) [3].

Wie nun so die Romantik, die wegen ihrer grundsätzlichen Hinlenkung des deutschen Geistes auf mittelalterliche Gestaltungen von Spann als Neugotik bezeichnet wurde, zur ausgesprochenen Gegenbewegung gegen Rationalismus und Aufklärung, ja gegen Humanismus und Renaissance in der Staatsauffassung werden mußte, hat sie in ihrer Auswirkung auf die Wirtschafts-

[1] Vgl. Heinr. Mitteis, Der Staat des hohen Mittelalters. Weimar 1940, S. 3.

[2] Man vergleiche übrigens gegenüber der romantischen Anschauung die wissenschaftliche Darstellung des Sachverhaltes bei H. Mitteis, Lehnrecht und Staatsgewalt. Weimar 1933. Insbesondere 1. u. 2. Kap.

[3] O. Spann, Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre. 16. Aufl. 1926, S. 90.

sphäre bewußt die denkbar schroffste Antithese zum klassizistischen Individualismus entwickelt. Sie ist eine eindeutige geistige Revolution, die, mit ihren Anfängen bis auf Justus Möser (1720—1794) zurückreichend, in der soziologischen Anwendung ihren Höhepunkt wohl mit Adam Müller (1779 bis 1829) erreicht hat, der bis zur Verurteilung aller rationalen Begriffsbildung ging, weil sie das Leben vergewaltige („vom Staat gibt es keinen Begriff") und daher denn auch im Staat einfach „die Verbindung der gesamten physischen und geistigen Bedürfnisse, des gesamten physischen und geistigen Reichtums, des gesamten inneren und äußeren Lebens einer Nation zu einem großen energischen, unendlich bewegten Ganzen" sah.

Diese Staatsauffassung mußte der Ausgangspunkt für die restlose Verurteilung des klassischen Systems der Volkswirtschaftslehre werden (der revolutionäre Geist will es vernichtet sehen), soweit dieses eben doch auf naturrechtlichen Grundgedanken aufgebaut war. Indem man die Existenz des nichtvergesellschafteten Individuums als Menschen nicht gelten ließ [1], war allerdings jede individualistische Theorie, war jede Erklärung der Entstehung gesellschaftlicher Erscheinungen aus Überlegungen und Entschlüssen Einzelner unzulänglich, also auch die Zurückführung wirtschaftsgesellschaftlicher Vorgänge und der Aufbau der Volkswirtschaft auf die Willensregungen der Einzelnen verfehlt, unhaltbar jede Anschauung der Volkswirtschaft, die in dem Verhalten der einzelnen Wirtschafter für die Erklärung der volkswirtschaftlichen

[1] Wie Fichte grundlegend für die Romantik formuliert hat: „Der Mensch wird nur unter Menschen ein Individuum, und da er nichts anderes sein kann, denn ein Mensch und gar nichts sein würde, wenn er dies nicht wäre — soll überhaupt ein Mensch sein, so müssen mehrere sein" (Grundlagen des Naturrechtes. Hersg. v. F. Medicus. 2. Aufl. Leipzig 1922. S. 43). Fichte bezeichnet diese „Meinung" im Gegensatz zu Erfahrungserkenntnissen als analytisches Urteil, es ist eine aus dem Begriff des Menschen streng zu erweisende Wahrheit. „Sobald man diesen Begriff vollkommen bestimmt, wird man von dem Denken eines Einzelnen aus getrieben zur Annahme eines zweiten, um den ersten erklären zu können. Der Begriff des Menschen ist sonach gar nicht Begriff eines Einzelnen, denn ein solcher ist undenkbar, sondern der einer Gattung . . . alle Individuen müssen zu Menschen erzogen werden, außerdem würden sie nicht Menschen."

Gesamtzusammenhänge ein letztes und maßgebendes Element sehen wollte [1].

Im engsten Zusammenhang damit ist das romantische Schrifttum aber auch vor allem von Gedanken über die Neugestaltung der Wirtschaft selbst erfüllt, Gedanken, die von einer rechtssoziologischen Ideenwelt ihren Ausgang nehmen. Haben die Klassiker Grundlagen der gesellschaftlichen Wirtschaft (uneingeschränktes Privateigentum, eben solches Bodeneigentum, völlige Freiheit des Wettbewerbs, Arbeitsteilung wie sie eben ausgebildet war) als selbstverständliche Gegebenheit hingenommen und waren ihnen demzufolge die sozialen Einrichtungen keine Probleme, kam bei ihnen zumeist gar nicht in Frage, ob diese Institutionen sich nicht auch sehr unzweckmäßig auswirken konnten: so begegnen wir bei den Romantikern der historisch-soziologischen Einstellung zu den Dingen, mit der die Institutionen als Zweckschöpfungen der gegesellschaftlichen Entwicklung und unter zielbewußter religiös-sozialer Führung aufgefaßt wurden und für die die Fragen: Was soll sein? Was soll insbesondere der Staat? im Vordergrund standen.

So zeigt sich der Umbruch vom Klassizismus zur Romantik in

[1] Es ist hier nicht auf die vielen Unklarheiten einzugehen, die sich aus dem philosophischen Kardinalsatz der Romantik ergeben, aus dem Satz von der Priorität des Ganzen vor den Teilen (Gliedern). Dafür ist auf die vortreffliche Schrift J. Kremers gegen O. Spann, den Erneuerer der Romantik im 20. Jahrhundert, zu verweisen. (Josef Kremer, Die Staatsphilosophie Othmar Spanns. Graz 1930.) Es muß aber doch daran erinnert werden, daß Adam Müller, wohl die maßgebendste Erscheinung im wirtschaftlichen Romantizismus, sich trotz der schroffen und unzweideutigen Verwerfung des naturrechtlichen Individualismus keineswegs der Wirksamkeit der Individuen für die tatsächliche Wirtschaftsgestaltung, für den Wirtschaftsablauf verschließt, ihr jede Bedeutung abspricht. So z. B., wenn er sich geradezu gegen jenen „kalkulatorischen" Wirtschaftspatriotismus wendet, der die Handelsbilanz zum Ausgangspunkt seiner Postulate macht und ebenso gegen den „imperatorischen" Patriotismus Fichtes, der grundsätzlich das Verlangen nach ausländischen Produkten als unsinnig verwirft und dagegen den Grundsatz aufstellt, daß von der Erziehung her vaterländischer Geist den Bedürftigen in seinem Begehren, den Arbeiter in seiner Produktion durchdringen müsse, weil eben doch vom gesinnungstüchtigen Verhalten der Einzelnen die Abkehr von ausländischen Produkten erreicht werden müsse. (A. Müller, Die Elemente der Staatskunst, 20. Vorlesung.)

vielem: dort Ratio, hier Gefühl; dort Materialismus, hier Idealismus; dort Glaube an Gesetzmäßigkeit, hier geradezu grundsätzliches Verlangen nach Überwindung des Gesetzmäßigen durch Betonung des historisch Wandelbaren im Leben der Völker und Staaten; dort mechanisch, hier organisch die Gesellschafts- und Staatsauffassung und die Auffassung vom Wirtschaftsprozeß; dort statische, hier dynamische Betrachtungsweise. Und all das schließt den fundamentalen Gegensatz hinsichtlich der Rolle des Staates ein; dort: le monde va de lui même, hier: die Staatskunst soll das Ganze durchdringen, in ihrem Geiste soll der Bürger begehren und verzehren (Ad. Müller) [1].

Politisch sind in Wesen und Wirkung beide Welten, die klassische wie die romantische. Die „politische" Ökonomie haben die Klassiker selbst ihr System genannt, das, wie schon List nachgewiesen hat, seinem wahren Wesen nach national orientiert war, aber die romantische Wirtschaftslehre war viel weitergehend politisch, sie forderte nicht nur unter Ablehnung der individuellen Handlungsfreiheit Führung der Wirtschaft durch den Staat, sondern sie rückte sogar a priori das staatliche Wirken in die Reihe der Grundlagen des wirtschaftlichen Geschehens. Nicht im Politischen an sich also liegt der Bruch, den die Romantik gegen die Klassik vollzieht, sondern in dem Gewicht, das der politische Gedanke nun gewann, in dem Rang des politischen Wollens und Sollens, wobei allerdings eine bis ins Unhistorische gehende Auffassung von der Möglichkeit, Vergangenheitsverhältnisse zum Wiederaufleben zu bringen, zur Geltung kommt.

Der Mangel an soziologischem Instinkt, das Versagen gegenüber der tatsächlichen Wandlung der politischen Institutionen und gegenüber der Bedeutung dieser Änderungen und Verschiedenheiten, die Gleichgültigkeit gegenüber der Mannigfaltigkeit all dessen, was historisch wandelbar ist, an den Grundlagen der Volkswirtschaft; das war es, was zum Protest herausgefordert hat, der denn aber nicht nur aus romantischem Geist, sondern außerdem einerseits aus sehr unromantischem Beobachten der Tatsachen aus vertiefter historischer Forschung heraus

[1] Ad. Müller, Elemente der Staatskunst, 19. Vorlesung u. f.

erhoben worden ist, wie bei List, später Bernhardi, Dühring, anderseits aus der Gedankenwelt sozialer Ideale, aus ethischer Gesinnung und durch sie bestimmte Kritik, wie bei den Sozialisten und bei allen sonstigen Trägern sozialen Reformwillens, von Sismondi beginnend bis zu den namentlich gegen das Manchestertum gerichteten sozialpolitischen Bemühungen verschiedenster Färbung.

Die Einstellung der Klassiker zu den nach ihnen immer besser als historisch wandelbar erkannten Grundlagen der Volkswirtschaft wird nicht einheitlich beurteilt. Daß sie keineswegs schlechthin alle gleichmäßig als antihistorisch angesehen werden dürfen, ist leicht überzeugend nachzuweisen, vor allem an Adam Smith und den beiden Mill [1], wohingegen der Vorwurf gegen Ricardo wohl gerechtfertigt ist. Verschieden ist das Urteil aber schon darüber, ob den Klassikern „ihr mangelhaftes Verständnis für die auf unreflektiertem Wege entstandenen gesellschaftlichen Institutionen und die Bedeutung der letzteren für die Volkswirtschaft" (K. Menger) zum Vorwurf gemacht werden kann, oder die Verkennung des „selbstverständlichen Grundsatzes, daß verschiedenen zeitlichen und örtlichen Verhältnissen der Volkswirtschaft auch verschiedene wirtschaftliche Institutionen und Regierungsmaßregeln entsprechen [2]: gewiß ist aber, daß A. Smith und die folgenden Klassizisten so verstanden worden sind, daß sie doktrinär, allgemein gültig geschrieben haben wollten, auch in Dingen, die historisch unmöglich allgemeine Geltung beanspruchen konnten [3].

Trotz solchem unverkennbaren Reaktionszusammenhang zwischen den die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts speziell in Deutschland erfüllenden romantischen und den sozialistischen

[1] Vgl. dazu die Bemerkungen Schumpeters, die nur leider auch an dieser Stelle, wie es so oft bei diesem ausgezeichneten Kenner des Schrifttums der Fall ist, nicht belegt sind. Seine apologetischen Ausführungen über den wesentlichen Inhalt des Epitheton „natürlich" wären aber gut zu belegen. (Grundr. d. Soz. I, 1, 2. Aufl., S. 64 f.)

[2] Vgl. C. Brinkmann, Gustav Schmoller und die Volkswirtschaftslehre. Stuttgart 1937, S. 134 f.

[3] Vgl. W. Eucken, Die Grundlagen der Nationalökonomie, S. 30.

Ideenwogen einerseits und dem Klassizismus anderseits wäre es doch verfehlt, in dem Aufkommen dieser Geistesbewegungen nur oder wenigstens vornehmlich Reaktionserscheinungen zu sehen. Das kann für die sehr universale Romantik schon im Hinblick auf diese Universalität nicht behauptet werden, das gilt schon gar nicht vom utopischen Sozialismus, dessen Anfänge (Th. Morus, Meslin, Mably, Morelli) ja erhebliche Zeit vor dem Erscheinen des Wealth of nations liegen, gilt aber auch nicht vom wissenschaftlichen Sozialismus, der freilich deutlich an die klassischen Lehren anschließt.

Stärker als in irgendeinem anderen nationalökonomischen Schrifttum ist im deutschen der Antiliberalismus überhaupt und deutlicher als irgendwo hier in diesen zwei Strömen zur Geltung gekommen, in der romantischen und in der sozialorientierten Geistesbewegung. Der romantische Strom, der zwar wohl auch in außerdeutschen Literaturerscheinungen zu Bedeutung gelangt ist — man denke an Cobbet, Carlyle, Ruskin und an die christlich-soziale Bewegung in Frankreich —, ist in Deutschland als solcher bald verebbt, ist aber, namentlich, wenn man an einzelne Persönlichkeiten denkt (v. d. Marwitz!), mit seinem Ideengut Nährboden des (namentlich preußischen) Wirtschaftskonservativismus geworden. Der viel mächtigere Strom der Opposition gegen klassizistisches Wirtschaftsdenken war die ganze sozialpolitische Ideenwelt in ihrer reichen Abstufung von zu tiefst religiös fundamentierten Lehren (Lammenais, Le Play u. a.) bis zu den Sozialismen insonderheit zu dem Sozialismus auf Grund rein materialistischer Geschichtsauffassung. Auch diese, wie wir kurz sagen wollen, sozialkritischen Gegenbewegungen waren, soweit sie nicht bloß von der Religion und ihrer Wirksamkeit die Rettung der menschlichen Gesellschaft erwarteten, fast alle von starkem und stärkstem politischem Wollen getragen [1].

Es wäre gewiß nicht zu rechtfertigen, wollte man nicht gelten lassen, daß die Einstellung zur sozialen Frage und damit die Stellungnahme zum Staatsinterventionismus einen Gesichtspunkt

[1] Interessant genug, daß der Sozialismus im Marxismus besondere Bemühungen aufgewendet hat, um aus dem Glaubens- und Willensmäßigen in die Region der Wissenschaftlichkeit aufzusteigen.

bilden kann und gebildet hat, von dem aus gerade wenigstens die deutsche nationalökonomische Literatur auch in Gruppen gegliedert werden konnte. Aber je weiter man das nationalökonomische Schrifttum im Verlauf des 19. Jahrhunderts bis an dessen Ende herauf daraufhin prüft, um so unzulänglicher erscheint dieser Gesichtspunkt, um das Werden der Wissenschaft richtig zu kennzeichnen und insbesondere etwa auf Entwicklungsbrüche (Peripetien) hin zu gruppieren.

Wohl ist für die große Masse, soweit sie für die wirklich geistige Arbeit in Wirtschaftsfragen aufnahmefähig ist, die Einstellung zum Außenhandel das hauptsächliche Merkmal zur Kennzeichnung der „Richtung" und damit geradezu das Schibboleth lange Zeit geblieben. Es ist aber schon nicht richtig gewesen, wenn der Gegensatz von Freihandel- und Schutzzollpolitik einfach unter den Schlachtruf gezwängt wurde: hie individuelle Freiheit, hie staatliche Führung, welch letztere man sich dabei in einem annähernd merkantilistischen Stil [1] dachte. Durch Schutzzölle wurde ja die individuelle Handlungsfreiheit in der Wirtschaft ganz und gar nicht beeinträchtigt, es wurde nur das zahlenmäßige N i v e a u der ökonomischen Spekulation von Unternehmern (Industriellen und Händlern) v e r s c h o b e n. Freilich wurde damit auch die Produktion aus ihrer sogenannten „natürlichen Entwicklungsrichtung" gelenkt, und für die Politik der planmäßigen Entfesselung der produktiven Kräfte war die Verschiebung des Kalkulationsniveaus sogar schlechthin das Mittel par excellence gewesen. Aber man kann nicht behaupten, daß damit irgendwie ein Zwang auf wirtschaftliche Entschließungen über die Richtung eines Mitteleinsatzes ausgeübt worden wäre: o b die durch den Zollschutz geschaffene Chance ausgenützt wurde, o b Produktionsmittel in die durch den Zoll begünstigten Produktionszweige abgeleitet worden sind, war damit noch nicht entschieden, es kam erst auf das Wollen von Individuen an. Und so ist der wirtschaftspolitische Alternativgedanke: Individualismus einerseits —

[1] Wobei aber daran zu erinnern ist, daß gerade romantisch konservative Kreise die Merkantilisierung der Landwirtschaft, d. h. die Einstellung der Agrarwirtschaft auf Reinertragserzielung verurteilt haben, wie namentlich Ad. Müller.

staatlicher Gubernalismus anderseits gar nicht in dem Grade geeignet zum Gruppierungsgesichtspunkt gemacht zu werden, wie das allzu gern zu geschehen pflegt.

Das viel und allzusehr geschmähte 19. Jahrhundert bedeutet für die Nationalökonomie eine Zeit, in der — vom rein wissenschaftlichen Interessenstandpunkt aus möchte man sagen: gottlob! — die eigentlich wissenschaftliche Forschungsarbeit sich so weit entwickelt hat, daß eben diese so erarbeitete Wissenschaft, d. h. der Inbegriff der immerhin mannigfaltigen, wirtschaftswissenschaftlichen Erkenntnisse nicht mehr bloß unter dem Gesichtspunkt eines bestimmten politischen Wollens charakterisiert, gegliedert, gruppiert oder, wenn man will, zerrissen gesehen werden muß oder kann. Im Laufe des 19. Jahrhunderts ist der Ausbau der von Glaubenssätzen im wesentlichen doch unbeeinflußten wissenschaftlichen Erkenntnisse so weit vorwärtsgegangen, daß nunmehr die spezifisch wissenschaftliche Auffassung und Behandlung der Wissenschaftsaufgabe und des Wissenschaftsstoffes selbst, ganz unabhängig von einem irgendwie politisch orientierten Wollen, die Gesichtspunkte für die Bewertung und die Kennzeichnung der wissenschaftlichen Leistungen Strömungen, Richtungen usw., kurz des Werdeprozesses und des Standes der Wissenschaft liefern konnten.

Die Kategorisierung der Schriftsteller erfolgte freilich die längste Zeit noch mit Vorliebe unter dem Gesichtspunkt ihrer Einstellung zu den wirtschaftspolitischen Grundprinzipien: wie stehen sie zur Frage des zwischenstaatlichen Verkehrs?, wie zur Rolle des Marktes?, wie zur Gestaltung des Grund- und Bodenbesitzes?, namentlich in der Agrarwirtschaft u. ä. m. So kennzeichnet man auch Heinrich v. Thünen und Herrmann als Anhänger des Liberalismus. Und doch ist, was sie für die Bereicherung der theoretischen Erkenntnis geleistet haben, ungleich wichtiger als ihre handelspolitische und sonstige wirtschaftspolitische Meinung. Was allenfalls für Einschätzung des Staatsbeamten Nebenius noch zulässig erscheint, weil er in erster Linie als Beamter und Politiker gewirkt und insbesondere geschrieben hat, ist nicht auch auf Männer, die wirkliche theoretische Leistungen aufzuweisen haben, anzuwenden. Ihre wirtschaftspolitische Richtung ist ein unwesentlicher Zug in

ihrer wissenschaftlichen Leistung, und es ist eben auch nur ein Zug theoretischer Unzulänglichkeit des Urteiles, wenn man die Einstellung zur Schutzzoll- oder zur Bevölkerungsfrage überhaupt glaubte zur differentia specifica für die Kennzeichnung theoretischer Richtungen machen zu dürfen. Wenn Vertreter von Systemen und Richtungen sich nicht „von den altpolitischen Kunstmitteln der Wirtschaftsleitung trennen" konnten, so ist das vielleicht als ein Symptom ihrer Unselbständigkeit zu werten, nicht aber als konstitutives Merkmal ihrer theoretischen Leistung.

Wirtschaftspolitischer Inhalt ist damit der wissenschaftlichen Arbeit aber noch keineswegs abhanden gekommen gewesen. Es ist bekanntlich eine Spezialität der deutschen Wissenschaft, daß sie in der Darstellung des Stoffes, insbesondere im Universitätsvortrag, die Scheidung von theoretischer und politischer Stoffbehandlung vollzogen hat. Aber schon die Verschiedenheit der Benennung der beiden so entstandenen Teile des gesamten Forschungs- und Lehrgebietes in Vorlesungen [1] weist darauf hin, daß das Bewußtsein von dem, was als Werturteil zu gelten hat und danach als nicht wissenschaftlich mindestens besonders zu kennzeichnen wäre, überhaupt noch kaum entwickelt war. Keinesfalls kann behauptet werden, daß die einzelnen Forscher, sei es als Darsteller der nationalökonomischen Theorie, sei es in der Diskussion praktischer Fragen auch dort, wo es sich um die Wahrnehmung theoretischer Gesichtspunkte handelt, nicht doch wieder, u. z. oft sehr bewußt, ihre Meinung über das Seinsollende nach der einen oder anderen Seite als wissenschaftlich vertreten haben. Aber das Streben war immer stärker auf wirkliche Unabhängigkeit von politischen und namentlich parteipolitischen Grundsätzen bedacht, so daß die eigentliche wissenschaftliche Arbeit immer mehr darauf gerichtet wurde, im Dienste zielbedingter Aufgaben, von Verwaltungsaufgaben, zu wirken, also wohl dem Erkennen gewisser Notwendigkeiten staatlicher Maßnahmen zu dienen, ohne dabei selbst letzte Ziele des staatlichen Geschehens zu setzen.

[1] Allgemeine — spezielle, theoretische — praktische Volkswirtschaftslehre, Volkswirtschaftslehre — Volkswirtschaftspolitik.

Dabei sei übrigens daran erinnert, daß die Abkehr von Werturteilen wenigstens die Zweifel in dem im letzten Grunde wissenschaftlichen Charakter von Seinsollens-Urteilen erst auf Max Webers grundlegende Abhandlung über die Objektivität sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis (1904) zurückzuführen ist, der dann, wenngleich unter anderen Gesichtspunkten, bald die auch sehr klare Absage an die Werturteile durch Adolf Weber (1909) gefolgt ist. Bishin ist das Seinsollende nicht nur in den Darstellungen der Wirtschaftspolitik zu berechtigter Geltung gelangt, sondern oft genug den Verfassern selbst gar nicht bewußt, auch in streng wissenschaftlich gewollter, nur der Seinserkenntnis gewidmeter Arbeit, zum Durchbruch gekommen. Wirklich nur auf die Seinserkenntnis gerichtete, das verläßliche Verstehen der einzelnen Erscheinungen und ihrer Zusammenhänge fördernde Forschungsarbeit hat dann freilich erst die eigentlich wissenschaftstheoretischen Gegensätze in der Auffassung der Gesamtaufgabe sowie der Erkenntnismethoden deutlich werden lassen.

So ist nicht vom Politischen her, sondern aus der Problematik von Erkenntniswegen der Gegensatz zwischen der Grenznutzenlehre und der jüngeren historischen Schule aufgekommen. Forschungsmäßig, nicht weltanschaulich, hat die Grenznutzenlehre erst bei Gossen und dann bei dem Engländer Stanley Jevons, dem Franzosen Léon Walras und dem Österreicher Carl Menger das Individuum mit seinem Reagieren auf Bedürfnisse und mit seiner Problematik der Mitteldisposition zum Objekt der Studien gemacht. Die jüngere historische Schule hat dagegen die Deduktion allgemeiner Urteile aus solchen, mit weitgehender Abstraktion von Wirklichkeits-Begleitumständen und ihrem historischen Charakter gewonnenen Erkenntnissen verurteilt und, vor Generalisierung anfangs überhaupt warnend, vor allem historische Tatsachenkenntnis als Grundlage für den Einblick in volkswirtschaftliche Zusammenhänge und realistische Detailforschung für Vergangenheit und Gegenwart als wissenschaftliche Aufgabe gefordert.

Von einer Peripetie in der Wissenschaft im Sinne eines Sturzes der einen durch die andere dieser beiden Schulrichtungen kann nicht und um so weniger die Rede sein, schon weil sie gleichzeitig aufgetreten sind, und dann, weil unverkennbar verhältnismäßig

bald eine Abschwächung des Gegensatzes eingetreten ist, und die Anhänger beider Richtungen die Wirksamkeit der anderen Richtung und damit auch die andere Erkenntnis- und Forschungsmethode gelten lassen, mit Recht, zumal da das Gesamtbild von der Wirtschaft auf diesem doppelten Wege vielseitiger und lebensnäher wird.

So bekundet sich denn gerade auch in diesem Gegensatz zwischen historischer und sogenannter theoretischer Schule, wie in so vielen anderen weniger grundsätzlichen und weniger universalen Gegensätzen im wesentlichen die Vertiefung der wissenschaftlichen Arbeit, weil sich sowohl nach der historischen wie nach der psychologischen Seite die Kenntnis der Tatsachen als unzulänglich erwiesen hatte, ihre Förderung also in beiden Richtungen geboten war. Zur Erklärung der allerdings zahlreichen in den einzelnen theoretischen Problemen aufgetretenen Meinungsverschiedenheiten gilt es daran zu erinnern, einmal, daß schon das Erfahrungsobjekt für die nationalökonomische Forschung außerordentlich mannigfaltig schillert, noch mehr aber, daß das Verstehen der Gesamterscheinungen und ihrer Zusammenhänge weitgehend auch auf die Deutung des wirtschaftlichen Handelns anderer Menschen durch die forschenden Nationalökonomen angewiesen ist, wodurch die Subjektivität in einem breiten Strom in die Forschung Eingang findet [1]. Gleichwohl stellt sich einer ruhigen, sachlichen Beurteilung die Entwicklung der Wissenschaft in dem letzten halben Jahrhundert so dar, daß die Summe der wirklich nationalökonomischen Erkenntnisse, über die im wesentlichen Übereinstimmung herrscht, unablässig gewachsen ist. Jedenfalls sind die Abweichungen in der Auffassung so wenig durchgreifend, daß keineswegs mehr von Ablösungsvorgängen, etwa von einem System durch ein anderes, zu sprechen ist. Die Spannungen, wie radikal sie von einzelnen Forschern in der Verfechtung ihres „Systems" auch gedacht waren und sein mögen, sind unvergleichbar etwa den Gegensätzen, die in der Physik aufgekommen sind. Dabei ist nicht etwa erst an die Verschiedenheit von Makro- und Mikrophysik, sondern auch an ältere Gegensätze zu erinnern,

[1] Vgl. Max Weber, Methodische Grundlagen der Soziologie. Grundr. d. Sozialök. III. Wirtschaft und Gesellschaft.

z. B. das Nebeneinander des Newtonschen Fernwirkungsgesetzes einerseits, der Faradayschen Elastizitätstheorie anderseits, und daran, daß die Kluft zwischen der klassischen Mechanik und der Maxwellschen Elektrodynamik unüberbrückbar und das Nebeneinander ohne Modifizierung der einen von beiden unmöglich geworden war [1].

Von dem Schicksal der Nationalökonomie aber kann gesagt werden, daß trotz aller Wirrungen und Störungen, trotz Doktrinarismus und „monistischem" Absolutismus der Klassiker, trotz Mystizismus und Nationalismus der Romantik, trotz sozialer Zweckmäßigkeitsgedanken und ethischer Gesinnung das wirklich wissenschaftliche Substrat unablässig gemehrt und immer gesicherter geworden ist.

Dieser Werdegang, der wohl trotz mancher Gegensätzlichkeit in den Fachkreisen weitgehend positive Anerkennung findet, soll nun nach dem Willen einer neuen Wissenschaftsrichtung wertlos sein und die bisherige durch eine neue Lehre vollständig verdrängt und ersetzt werden.

---

[1] Vgl. M. Planck, Verhältnis der Theorien zueinander (Physikalische Rundblicke, Leipzig 1922) S. 123 f.

III

Die Verurteilung der „bisherigen naiven" Nationalökonomie

Den Anspruch als solche völlig neue, radikal alles Vorausgeleistete verleugnende, verurteilende, verwerfende Lehre zu gelten, erhebt im deutschen Schrifttum das Werk Friedrich von Gottl-Ottlilienfelds. Eine stattliche Reihe selbständiger Arbeiten von ihm selbst, dazu Arbeiten einiger Schüler und Anhänger sind getragen von dem ganz bestimmten, wiederholt auch eindeutig ausgesprochenen Willen, mit der bisherigen nationalökonomischen Theorie, wenn auch nicht restlos [1], so doch weitgehend, tabula rasa zu machen. Diese neue Richtung — sit venia verbo sofern dieser Wille ja auf eine neue Wissenschaft, nicht bloß auf eine Richtung der alten gerichtet ist! — existiert bisher, so weit ich sehe, nur im deutschen Schrifttum [2]. Radikale Kritik ist in

[1] Vgl. das unten S. 31 Ausgeführte.

[2] Gottls Vorwurf, daß die geschlossene Front der „herrschenden Lehre" peinlich gesorgt habe, „den Schleier des Totschweigens" über sein Werk zu breiten, wandte sich in erster Linie wohl gegen die deutsche Fachwissenschaft. Die Verbreitung seiner Lehre im Ausland konnte nicht so leicht erfolgen, weil sie in einer neuen Sprache redet, deren bestrickende Klangwucht man anerkennen kann, ohne die Zweckmäßigkeit dieser Neuerung anzuerkennen. Max Weber hat schon 1903 den Grund dafür, daß unmittelbar interessierten Forschern Gottls Arbeiten unbekannt geblieben waren, in der fast bis zur Unverständlichkeit sublimierten Sprache Gottls gesehen, „der die hergebrachte begrifflich gebundene und dadurch für ihn ‚denatuierte' Terminologie geradezu ängstlich meidet . . ." Das war vor vier Jahrzehnten. Seither hat sich diese Eigenart noch mehr ausgeprägt, so daß sogar ein Gottl sehr nahestehender Theoretiker, Weippert, manches Mißverstehen der Gedanken Gottls mit seiner Sprache erklärt findet. (Vgl. M. Weber, Roscher und Knies in Ges. Aufsätze 1922, S. 4.) Zur Erklärung und Rechtfertigung dieser Sprachbesonderheit vgl. auch Arno Winter, Das wirtschaftliche Prinzip ein Vorurteil, 1931, S. 12, Note 3. G. Weippert hat mit starker Zurückhaltung der „sehr ausgeprägten Eigenart" des Denkens Gottls und der „dezidierten Eigenwilligkeit seines Ausdruckes" es zugeschrieben, daß auch „Manchem Gutwilligen der Zugang" zum Verständnis seiner Werke versperrt wird. (G. Weippert, Vom Werturteilsstreit zur politischen Theorie. Weltw. Arch., 49. Bd., S. 50.)

unserer Wissenschaft wahrhaftig nichts Neues, aber bei allem Radikalismus etwa eines Dühring oder Oppenheimers, Liefmanns und namentlich des Neuromantikers Spann: sie bleiben alle, was den Grad der Negation der vorausgegangenen wissenschaftlichen Leistungen anlangt, weit hinter dem zurück, was diese neue Richtung darin leistet.

„Es soll nicht länger so bleiben", schreibt Gottl 1927 [1], „daß unsere Theorie über ihre ersten und grundlegenden Probleme sowohl wie über ihre letzten und abschließenden bloß einwörtlich zu stammeln weiß. Es ist einfach unerträglich, daß ein solcher Dämmerzustand den Kernteil unserer Problematik dauernd umfängt."

Sehen wir einmal völlig über diese zweifellos bewußt schroffe, ja herausfordernde Aburteilung alles dessen, was bisher in unserer Wissenschaft erarbeitet wurde, als „Dämmerprodukt" und als „unerträglich" unzulänglich hingestellt wird, hinweg. Daß den Problemen gegenüber nur ein „einwörtliches Gestammel" bisher festzustellen sei, ist eine Behauptung, die ganz ohne Anführung konkreter Literaturstellen allgemeingültig verstanden werden muß, dann aber entweder völlige Unvertrautheit mit dem nicht-„systematischen" Schrifttum oder aber einen höchst geheimnisvollen Inhalt des „einwörtlichen Stammelns" voraussetzt. Denn, wenn die „Einwörtlichkeit" der national-ökonomischen Lehre bedeuten soll, daß die Erörterungen sich immer nur mit Problemen befaßt haben, die bloß mit einem Wort gekennzeichnet wurden oder werden, so kann man darüber, wenn man sich nur einigermaßen mit den Büchern einer besseren Seminarbibliothek abgegeben hat, nur lächeln. Irgendein anderer Inhalt dieser Anklage ist aus diesem Begriff aber nicht herauslesbar. Die Verdienste, die sich Gottl um die Läuterung des nationalökonomischen Denkens erworben hat, in Ehren, aber sie vermögen noch nicht eine solche Verurteilung der ganzen vorausgegangenen wissenschaftlichen Arbeit zu rechtfertigen.

Schon allein, daß man wissenschaftliche Leistungen nur deshalb, weil sie einer Aufstellung erkenntnistheoretischer Regeln für die

[1] F. v. Gottl-Ottlilienfeld, Volkseinkommen und Volksvermögen. Weltw. Arch., 26. Bd.

Wissenschaft voraus gegangen sind, mit einem „einwörtlichen" Urteil als „naiv" offenbar herabsetzen [1] zu können glaubt, ist mindestens höchst befremdlich. Der Satz Ed. Meyers: die umfassendsten methodologischen Kenntnisse machen niemand zum Historiker, und irrige methodologische Ansichten bedingen nicht notwendig eine falsche wissenschaftliche Praxis und beweisen zunächst nur, daß der Historiker seine eigenen Arbeitsmaximen irrtümlich formuliere oder deute, dieser Satz gilt mutatis mutandis allgemein und für alle Wissenschaften. Ihr historischer Werdeprozeß ist genug Beweis dafür, und es ist richtig, wenn Max Weber sagt: die Methodologie kann immer nur Selbstbesinnung auf die Mittel sein, die sich in der Praxis bewährt haben. Und wenn einer seine Gangart fortlaufend an anatomischen Kenntnissen kontrollieren wollte, käme er in Gefahr zu stolpern, und das würde auch dem Fachgelehrten passieren, wenn er versuchen würde, auf Grund methodologischer Erwägungen die Ziele seiner Arbeit anderweitig zu bestimmen. Denn auch darin hat Max Weber vollständig das Richtige getroffen, wenn er sagt: nur durch Aufzeigung und Lösung sachlicher Probleme wurden Wissenschaften begründet und wird ihre Methode fortentwickelt [2], nicht aber durch die apriorische Konstruktion erkenntnistheoretischer oder methodologischer Normen.

Adolf Günther hat in einer Besprechung des Gottlschen Hauptwerkes „Wirtschaft und Wissenschaft" [3] die Frage aufgeworfen, was für Gottl „naive" Lehre sei, und er antwortet: alles was bisher erschienen ist, ausgenommen nur Statistik, Wirtschafts- und Sozialgeschichte. In der Ausführung dieser Antwort

[1] Die Epitheta ornantia in solchem Sinne sind abwechslungsreich und zahlreich. Daß „naiv" abfällig gemeint ist, ergibt sich aus dem wiederholten Zusatz „schülerhaft naiv".

[2] M. Weber, Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre 1922 (S. 217), und Arch. f. Sozialw. u. Sozialpol., Bd. 22 (1905). In gleichem Sinne verurteilt v. Stackelberg treffend „Die autarkistische Isolierung des logischen Apparates". Grundzüge der theoretischen Volkswirtschaftslehre. Stuttgart 1943, S. IX.

[3] Adolf Günther, Gottls Abrechnung mit der „naiven" Wirtschaftslehre. (Die Volkswirte, 31. Jahrg, 1931, S. 129.)

führt Günther eine Reihe von Gesichtspunkten ins Feld, unter denen die vorausgegangenen Lehren der Nationalökonomie als naiv bewertet werden können. Wir möchten in keinem der Punkte widersprechen, doch dürfte Gottls Urteil „naiv" wirklich und wesentlich darauf gerichtet sein, daß sich die Nationalökonomen vor ihm um die erkenntnistheoretische Grundlegung nicht oder nur unzulänglich gekümmert haben, und daß sie, wenn überhaupt, dann nur irrige Anschauungen darüber hatten. Unter diesem Gesichtspunkt ist ja am ehesten zu verstehen, daß das bisher Geleistete in toto abgelehnt wird, da eine so summarische Verurteilung formal nicht zu rechtfertigen ist, wenn nicht ein für alle Teildisziplinen in Betracht kommender Gesichtspunkt bei allen in gleicher Weise mitspielt. Wiederholt unterstreicht zudem Gottl, daß ein der Wirklichkeit nachgehendes theoretisches Denken vor allem durch das richtige „Sehen" der Wirtschaft verbürgt wird [1].

Zwar schreibt Gottl einmal, durch den Vorwurf „fast herostratischen Wollens" getroffen [2], er habe doch nur einer Wissenschaft, die aus ihrer harmlosen Jugend bisher nicht herausfinde, sich vielmehr altklug wie etwas Fertiges abkapselt, ein collegium logicum lesen müssen. „Verwerfe ich denn alle bisherige Theorie?" Ja, schreibt er, „viel wildes Fleisch ist da auszuschneiden, aber noch viel mehr bleibt an theoretischen Einsichten zurück, was nur noch seiner Läuterung von Grund aus bedarf ... In der Zwischenzeit" (scil. bis zum Ausreifen der neuen Wissenschaft) bleibt natürlich die naive Theorie am Wort; notgedrungen, um den Forderungen des praktischen Lebens zu genügen, faute de mieux [3]." Seither ist das anders geworden. Wohl klingt es beinahe apologetisch, wenn er schreibt: „man darf über die Leistungen der Theorie nicht so achtlos den Stab brechen, als ob da etwas schlechthin Falsches vorläge". Was

[1] Gottl, Über Theorie des Wirtschaftslebens. (D. Deutsche Volkswirtschaft 1935, Nr. 1.)

[2] F. v. Gottl-Ottlilienfeld, Naive Wirtschaftslehre in Die Volkswirte, 32. Jahrg., S. 7.

[3] Die Deutsche Volkswirtschaft 1935, S. 12.

bei ehrlichem Streben nach Wahrheit herauskam, erscheine allerdings alles zu Halbwahrheiten ins Schiefe verbogen. Und schon die 1934 erschienene „Läuterung des nationalökonomischen Denkens als deutsche Aufgabe“ [1] gibt v. Gottl Gelegenheit, seinen Spott Triumphe feiern zu lassen. Ungehemmt wachsen aus Verachtung der Leistungen anderer und aus Freude an dem eigenen Wort die ironischen Epitheta hervor, wiederholt bringt er für jede klassische und an sie anschließende Lehren das Bild vom „Güterzirkus mit Preisakrobatik auf dem mathematischen Trapez und dem homo oeconomicus als Clown“ und dokumentiert so die Absicht, die ganze Wissenschaft mit ihren Methoden zu verhöhnen, lächerlich zu machen.

Was nun diesen Beweisgrund für die Naivität anlangt, halten wir es mit der Ansicht Max Webers, daß es in einer Methodologie immer nur um Mittel gehen kann, die sich in der Praxis bewährt haben [2]. Damit aber erhebt sich die Frage: wie es denn mit der neuen Wissenschaft bestellt ist, in der sich die neuen erkenntnistheoretischen Mittel bewährt haben müßten, auf die sich Gottl in seiner Methodologie besinnt. Diese Wissenschaft ist noch nicht vorhanden. „Sie braucht noch ihre Zeit“, schreibt er, „absehbar heischt sie die emsige Arbeit wohl ganzer Generationen von Forschern.“

Ganz im Vordergrund der Angriffsfront marschiert die Anklage, daß Worte für Begriffe eingeführt werden und daß diese Worte dem Sprachschatz des Alltags entnommen sind, wodurch sich die Wissenschaft von vornherein der Bevormundung ihres Denkens durch das Denken des Alltags dauernd unterwerfe.

Man überlege aber doch, daß das von Gottl geforderte Ausgehen der Wissenschaft von den Problemen in die Sprache und die Begriffe des Alltags drängt, denn in der Sprache des Alltags tauchen die Probleme auf. An Urteilen, die wie für so viele andere Wissenschaften z. B. für die Physik, auch für die Wirtschaftsforschung aus dem Alltagsdenken entsprungen

[1] Heft 1 der von Gottl herausgegebenen Volkswirtschaftlichen Forschungen, Berlin 1934. Vgl. z. B. S. 10, 22, 24, 49, 52.

[2] M. Weber, a. oben (S. 30 N. 2) a. O.

sind, muß die Kritik einsetzen. Sie sollte in der Physik die höchste Fruchtbarkeit entwickeln. Die gewohntesten Vorstellungsformen und Urteilsweisen sind neuestens in der Relativitätstheorie und nochmals in der Quantentheorie einer Revision unterzogen worden [1]. Man möchte meinen, daß auch der Analogieschluß zulässig sein müßte: die Kritik, die an den Grundbegriffen der Nationalökonomie eingesetzt hat, müßte sich ähnlich fruchtbar erwiesen haben. Es sind mehr als vier Jahrzehnte her, seit v. Gottl den Stoß mit seiner Feder gegen die Grundbegriffe und gegen die Wertlehre erkenntniskritisch und mit der Anklage, daß man sich um die Erkenntnismethoden nicht gekümmert habe, begonnen hat. Wie zutreffend manches an dieser Kritik auch war, ihre Wirkung ist bisher im Negativen geblieben. Was an methodologischen Erörterungen die bisherige naive Wissenschaft geleistet hatte, hat er gar nicht im einzelnen zum Gegenstand seiner Angriffe gemacht, sondern ihm lag an der Schöpfung einer neuen Methodenlehre für eine neue, für eine reife, eine erst werdende Wissenschaft, für die er ja auch Selbstbeobachtung als Grundlage seiner Methodenlehre verwarf und an ihre Stelle Selbstbesinnung setzte, mit der Fragestellung: wie ist Nationalökonomie als Wissenschaft überhaupt möglich? Diese Selbstbesinnung begann mit der Bekämpfung der Begriffserörterung, d. h. mit der Ablehnung der Erörterung gewisser Grundbegriffe, worin Gottl nur einen „Haufen aus dem Alltag hergelaufener Worte, wie Bedürfnisse, Gut, Nutzen, Wert, Preis, Kapital u. dgl." sieht.

Wie am Beginn seiner wissenschaftlichen Arbeit sieht er auch jetzt noch die Wissenschaft „wortgebunden" und fordert an Stelle dieser Wortgebundenheit die Problemgebundenheit. Es gelte systematisch, an das heutige Wirtschaftsleben, dem wir „mit unseren Geschicken zunächst verflochten bleiben" (weshalb eben die Wissenschaft schon von so überragender Bedeutung für uns sei) heranzutreten und diese Systematik erheische die Erfassung von drei Stufen, in denen die

[1] Z. B. der Begriff der Gleichzeitigkeit mit der Fragestellung, was auf der Erde und auf dem Sirius gleichzeitg sei. Vgl. Jordan a. a. O., S. 40.

reifere Theorie zu treiben sei: das Fundament zu einer „Theorie disziplinierten Denkens" legt die „Grundlehre" der Wirtschaft, es sei die erste Stufe, auf ihr baue sich die „Formenlehre" auf, und „erst auf der dritten Stufe werde mit der Gestaltungslehre der Wirtschaft das letzte Wort der Theorie gesprochen, im Sinne einer erschöpfenden Entwicklung aller wirtschaftlichen Zusammenhänge, natürlich auch aller quantitativen".

Dieser Plan zur Systematik der neuen Lehre ist doch ein allzu dürftiges Substrat, um diese selbst repräsentieren zu können, in der sich die Gottlschen Erkenntnismittel bewährt haben könnten. Gottl vergleicht seine erkenntnistheoretische Leistung für die Wissenschaft mit der Ausschachtung der Keller und der Anlage der Grundmauern für einen massiven Bau. Der Vergleich will uns seltsam materialistisch und wenig glücklich erscheinen. Die Wissenschaften entstehen eben nicht so, wie Gottl damit andeutet, wie ein körperliches Ding, ein Bauwerk.

„Nur durch Aufzeigen und Lösung sachlicher Probleme wurden Wissenschaften gegründet und wird ihre Methode fortentwickelt. Noch niemals dagegen sind daran rein erkenntnistheoretische und methodologische Erwägungen entscheidend beteiligt gewesen." Diese Auffassung von dem Verhältnis der Erkenntnistheorie zum Werden einer Wissenschaft ergänzt Max Weber durch die Bemerkung: „wichtig für den Betrieb der Wissenschaft selbst pflegen solche Erörterungen nur dann zu werden, wenn infolge stärkerer Verschiebungen der ‚Gesichtspunkte', unter denen ein Stoff Objekt der Darstellung wird, die Vorstellung auftaucht, daß die neuen Gesichtspunkte auch eine Revision der logischen Formen bedingen, in denen sich der überkommene ‚Betrieb' bewegt hat und dadurch Unsicherheit über das ‚Wesen' der eigenen Arbeit entsteht [1]."

Selbst, wenn man die Annahme macht, eine solche Verschiebung der Gesichtspunkte wäre in der Nationalökonomie wirklich eingetreten, so folgt daraus ganz und gar nicht die Rechtfertigung, die Wissenschaft bis zu dem Zeitpunkt, in dem die Verschiebung Tatsache geworden ist, lächerlich zu machen und als naiv abzuwerten, denn erst von diesem Zeitpunkte des Auftretens neuer

[1] M. Weber a. oben a. O. S. 218.

Gesichtspunkte ab lag dann ja Veranlassung zu solcher Revision der logischen Formen vor.

Aber es ist noch keineswegs communis opinio, daß wirklich die Gesichtspunkte, unter denen das Wirtschaftsleben Objekt der Darstellung ist, sich so sehr verschoben haben, daß die neuen Gesichtspunkte eine Revision der bisherigen logischen Formen bedingen. Das ist ja eben nur die Anschauung der neuen Richtung, denn so weit sind die Auffassungen über die zweckmäßige Formulierung des Begriffes Wirtschaft bisher ganz und gar n i c h t auseinandergegangen, daß darin von einer solchen Peripetie in den Gesichtspunkten geredet werden könnte. Eine darauf hinauslaufende Behauptung stellt sich fürs erste demnach als eine petitio principii dar. Unsicherheit über das Wesen der bisherigen nationalökonomischen Arbeit ist in solchem Ausmaße erst bei Gottl aufgekommen, so daß er erst eine zweibändige „Metasoziologie" von über 1500 Seiten schreiben mußte, um zu dem Begriff Wirtschaften zu gelangen. Daß diese Unsicherheit aber gar nicht begründet war, dürfte sich daraus erkennen lassen, daß das Ergebnis, eben jene Definition Gottls, einerseits gar nicht als wirtschaftstheoretisches Resultat, sondern nur als Ergebnis einer soziologischen Auffassung gelten kann, und daß sie aber anderseits, soweit sie im bisherigen, im wesentlichen einheitlichen Sinne wirtschaftlichen Inhalt hat, wirklich keinen neuen Gesichtspunkt bringt, was im folgenden zu zeigen sein wird.

Wenn einer Wissenschaft Naivität in dem von Gottl gemeinten Sinne vorgeworfen werden kann, braucht es für sie keine Schande zu sein. Daß es nach Gottl als solche aufgefaßt werden soll, folgt aus der Klangfarbe, in der er ihre Leistungen aburteilt; es ist eine Sache für sich. Archimedes, Kopernikus, Galilei, Newton, die hervorragendsten schöpferischen Köpfe in der physikalischen Wissenschaft, sind ja auch in demselben Sinne naive Physiker, daß sie ihre Geistestaten ohne erkenntnistheoretische Grundlagen vollbracht haben. Sie haben die Wahrnehmungen, die sie mit ihren Sinnen machen konnten, zum Ausgangspunkt ihrer Forschung gemacht, ohne zu fragen, welches die Ursachen der verschiedenen Zustände ihrer Objekte, der Schwere der Körper z. B. seien, jedenfalls ohne sich Gedanken darüber zu machen, „wie physikalische Wissen-

schaft möglich ist". Man wird auch heute nach dem Vordringen in den mikrophysikalischen Erkenntnisbereich nicht behaupten können und es wird auch nicht behauptet: daß diese naiven physikalischen Erkenntnisse nichts getaugt haben, oder heute nichts mehr taugen. Newton hat es ausdrücklich formuliert: die Ableitung von zwei oder drei Bewegungsprinzipien aus den Erscheinungen und die Erklärung, wie aus ihnen, als klar und offen zu Tag liegenden Voraussetzungen, die Eigenschaften und Wirkungsweisen aller körperlichen Dinge folgen, bleibe auch dann eine gewaltige Errungenschaft wissenschaftlicher Einsicht, wenn die Ursachen dieser Bewegungsprinzipien unbekannt blieben [1].

So vertrat auch Newton ganz gewiß eine sehr naive Auffassung vom Standpunkt derjenigen, die nur auf erkenntnistheoretischer Grundlage aufgebaute Forschungsergebnisse als reif gelten lassen. Nun hat es freilich den Anschein, als ob doch auch dieses erkenntnistheoretische Fundament, das nunmehr seit Gottls Wirken in unserer Wissenschaft geschaffen worden ist, keineswegs schon abgeschlossen wäre. Das ist gewiß begreiflich. Es ist ohne weiteres aus dem Werdegang einer Disziplin zu erkennen, daß die Me-

[1] Durch Newtons Gesetz der Schwere sind alle Fragen betreffs der Bewegung von Planeten, Monden, Kometen usw. beantwortbar geworden, ohne daß man erst eine etwaige tiefergehende Begründung und Erklärung dieses Newtonschen Gesetzes abwarten mußte (Jordan a. a. O. S. 31.)

Eine besonders interessante Erscheinung in der naturwissenschaftlichen, speziell physikalischen Forscherwelt ist der ursprüngliche Buchbinder Michael Faraday, dem eine Fülle interessantester Entdeckungen zu danken ist, und der Weg, auf dem er zu seinen Entdeckungen gelangt ist, kann zur Zeit seines Wirkens kaum naiver gedacht werden, insofern er sich ein Magnetfeld geschaffen hat und in dieses alle möglichen ihm erreichbaren Substanzen hineingehängt hat, um ihr Verhalten gegenüber dem Magnetismus zu studieren, wobei er auch die Beeinflußbarkeit des Lichtes durch den Magnetismus entdeckte. Er hat damit zur Unterscheidung magnetischer und paramagnetischer Stoffe Wertvolles geleistet, neben einer Fülle anderer Leistungen diese eine außerordentlich wichtige. Es ist bedeutsam genug, daß in der Naturwissenschaft immer wieder zu beobachten ist, wie sich in einer Wissenschaft durch einige sehr begabte, aber erkenntnistheoretisch durchaus nicht konsequent arbeitende Forscher eine große Fülle von Erkenntnissen ansammelt, ja anhäuft, bis dann eine ausgesprochen systematisch theoretisch veranlagte Persönlichkeit die theoretische Auswertung und Ordnung in diese Fülle bringt und selbst diese zustande bringt ohne erkenntnistheoretische Geschultheit.

thode der geistigen Arbeit in einem Forschungsgebiet unausgesetzt mit dem Fortschreiten der Erkenntnisse und dem Auftauchen neuer Probleme auch wieder neue Anregungen erhält, so daß neue Aufgaben für die Methodik, für die Erkenntnismöglichkeit auftreten. Aber für die Wissenschaft selbst wäre dann das Urteil, das alles, was ohne die gefestigte Methodenlehre gearbeitet worden ist, nichts taugen soll, eine katastrophale Konsequenz.

Daß dieses Fundament aber noch nicht fertig vorliegt, daß immer noch daran gearbeitet wird, ist für jeden, der das allmähliche Werden einer Wissenschaft kennt, gewiß nur verständlich, denn — und damit kommen wir allerdings zu einem Gedanken, der den so scharfen Kritikern an der naiven Wissenschaftsarbeit nicht ganz sympathisch sein kann — das Fundament einer Wissenschaft, sofern man es in einer Erkenntnistheorie sehen zu müssen glaubt, kann überhaupt in keinem Augenblick des Forschens innerhalb einer Wissenschaft als abgeschlossen angesehen werden und schon ganz gewiß nicht in einer Wissenschaft vom Leben.

Und so ist es doch im Grunde nur sehr selbstverständlich, natürlich, jedenfalls vernünftig und höchst förderlich für die Entfaltung der Naturerkenntnis gewesen, daß die Grundlagen der Physik, jedenfalls die der Makrophysik, durch Jahrhunderte hindurch schon geschaffen worden sind, ohne daß man erst abgewartet hat, bis eine Erkenntnistheorie für den Durst nach Erkenntnis geschaffen war. So hat Kopernikus das heliozentrische System nachgewiesen, Kepler die Gesetze der Planetenbewegung entdeckt, Newton die Gravitation als allgemeingültiges Naturgesetz dargetan, Faraday die Grundlagen der elektrodynamischen Theorie entwickelt usw., ohne daß ihnen das „Fundament einer Erkenntnistheorie" Geburtshelferdienste geleistet hätte. Wo stünde heute die Naturwissenschaft, wenn diese Großen nicht hätten naiv forschen und wirken dürfen, weil noch kein erkenntnistheoretisches Fundament für ihre im höchsten Sinne genialen Förderungen des materiellen Inhaltes der Physik ausgehoben war? Nun, das so in den letzten Jahrhunderten entstandene gewaltige Gebäude der Makrophysik ist durch die Entwicklung der Mikrophysik keines-

wegs unbenutzbar geworden, sondern erweist sich, obwohl ohne umfassende erkenntnistheoretische Fundamentierung entstanden, als absolut gediegen und dauerhaft [1].

Und damit konnte es auch unter diesem Gesichtspunkte gerechtfertigt erscheinen, die Anklage der bisherigen Nationalökonomie wegen Naivität, als allzu naiv auf sich beruhen zu lassen. Gleichwohl sollen einige grundsätzliche Bemerkungen hier Platz finden.

[1] Hierzu vgl. die immer wieder ausdrücklichen Feststellungen der erfolgreichsten Großen im Forschungsgebiete der theoretischen Physik wie Planck, Heisenberg, Schrödinger, Jordan. Vgl. auch E. Zimmer, Umsturz im Weltbild der Physik. 5. Aufl. 1940. passim, insbes. 10. Kapitel.

IV

Von den angeblichen Naivitäten der bisherigen Theorie

Obwohl eine ganze Reihe von Werken Gottls und seiner Mitkämpfer diesen Angriffen auf die naive Wissenschaft gewidmet ist, gilt es hier nur einige wenige Angriffsobjekte, die offenbar als besondere Gravamina der Naivität gedacht sind, als grundlegend herauszuheben [1].

Dem Inhalte der am Beginn seines Forschens stehenden Kampfschrift von der Herrschaft des Wortes ist Gottl mit der Verurteilung der Wortgebundenheit des nationalökonomischen Denkens treu geblieben. In dem immer noch üblichen Aufwerfen der Fragen, was ist Wirtschaft, was Bedürfnis, was Gut, was Nutzen, was Wert, was Preis, was Geld, was Kapital, was Vermögen und Einkommen: in diesen „Leibworten" des Alltags mehr als Lautgebilde zu erblicken scheine ein schier unausrottbarer Unfug, womit der Alltag dauernd das wissenschaftliche Denken bevormunde, daher sei solche Fragestellung „Wurzelfäule der Theorie". Dieser Vorwurf wird gründlich genug dem Leser eingehämmert, so daß er bald von der „minderwertigen Problematik" der Nationalökonomie leicht überzeugt ist.

Mit diesem Vorwurf der Wortgebundenheit wird der der Problemlosigkeit verknüpft, denn es wird gefordert, an die Stelle der Wortgebundenheit die Problemgebundenheit treten zu lassen.

Es hieße nun wirklich Eulen nach Athen tragen, wollte man darangehen, eingehend zu beweisen, daß die ältere Nationalökonomie, u. z. jedenfalls mit Einschluß der Klassiker, die Probleme wahrhaftig nicht hinter die Worte und nicht hinter

[1] Gottls vernichten wollenden Angriffen sind Gerh. Albrecht (Wirtschaftspolitik und Theorie. Tb. f. Nat. u. Stat., 154. Bd., S. 693 ff.), Ad. Weber (Macht und volkswirtschaftliche Folgerichtigkeit, Tb. f. Nat. u. Stat., 154. Bd., S. 286 ff.) und W. Weddigen (Das Werturteil in der politischen Wirtschaftswissenschaft. Ebenda S. 263 ff.) mit so treffenden vielseitig kritischen Ausführungen entgegengetreten, daß hier nur einige ergänzende Bemerkungen als Richtigstellungen zu machen sind.

die Begriffserörterung gestellt hatte. Von den Problemen auszugehen, waren die Anfänge unserer Wissenschaft ja gerade durch eine damals herrschende Praxis zentralen „Gestaltens", jedenfalls „Gestaltenwollens" veranlaßt, die die Physiokraten, diese ersten wirklich wissenschaftlich denkenden Köpfe, für abträglich für das gemeine Wohl gehalten haben. Mit Problemstellungen hat das, wenn auch nicht streng wissenschaftliche, so doch der politischen Ökonomie nahestehende Schrifttum des 17. Jahrhunderts begonnen, man braucht nur an Jo. Joach. Bechers Werk „Politische Diskurs von den eigentlichen Ursachen dess auff- und Abnehmens der Städt, Länder und Republiquen" (1673) zu erinnern. Die von ihm aufgeworfene Frage „wie ein Land Volckreich und Nahrhafft zu machen, und in eine rechte Societatem civilem zu bringen" sei, hat den ganzen Merkantilismus und die spezifisch deutsche Literatur dieser Geistesrichtung, die Kameralistik beschäftigt und nicht aus Freude an Begriffsspalterei, sondern aus der Überzeugung heraus, daß dieses merkantilistische Wollen mit den Mitteln, die es einsetzte, nicht im Einklang steht, setzt mit derselben zentralen Problemstellung das physiokratische Schrifttum — nun zweifellos ein wissenschaftliches Lehrgebäude — ein, freilich um zu gerade entgegengesetzten praktischen Grundsätzen zu gelangen.

Erfüllt von dem Wunsche, das Problem, wie Volk und Staat zu größerem Wohlstande gelangen können, zu lösen, hatte sich Vincent de Gournay (1712 bis 1758) mit Begeisterung mit staatswissenschaftlichen Problemen befaßt, und Turgot begann seine Reflexions sur la formation et la distribution des richesses (1766) mit der Lobrede auf jenes großstilige Aufgreifen volkswirtschaftlicher Probleme durch Gournay (éloge de Gournay) und die praktischen volkswirtschaftlichen Probleme, die er (Turgot) als Intendant der Generalität von Limoges vorfand und anpackte; Mangel an Lebensmitteln, chronischer Notstand, schlechthin Hungersnot, Stillstand des Handels in den Landesprodukten u. dgl. waren es, die ihn auch gedanklich beherrschten, als er die 100 Paragraphen seiner zwar wenig systematischen, aber sehr zielbewußten Betrachtungen über Bodenbewirtschaftung, Bodenertrag, Handel, Geld, Kapital, Zins u. a. m. zu dem Schlusse führte, daß aus-

schließlich der Bodenreinertrag wirklich verfügbares Einkommen in einem Staate liefere.

Und war es denn nicht ein ganz großes Problem, die Erklärung dafür zu finden, wie die ungeheure Zahl von Gliedern, von Einzelwirtschaften, nach der Auflösung der durch das Feudalsystem gegebenen Leistungsbeziehungen und der Zunftbindungen mit der Ausbildung des Geld- und Marktverkehrs doch zu einem recht gut funktionierenden Gesamtgefüge geworden ist? Für seine Zeit war das Aufgreifen dieses Problems als „Zentralproblem", von dem so viele andere als Filialprobleme sich abzweigten, eine wissenschaftliche Tat erster Ordnung, die Adam Smith — wie stark auch immer die Anregungen vom Physiokratismus her eingeschätzt werden mögen — mit Recht das Epitheton „genial" eingetragen hat. Und war weiter nicht auch Ricardo, der praktische Jude, namentlich auch als Parlamentsmitglied mitten drin gesteckt in den aktuellen Problemen, die der britische Staat zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Bereich des Währungs-, des Bank- und des Außenhandelswesens zu lösen hatte? Er hat von den Erfahrungen in diesen Problem-Erörterungen ausgehend, wie man beim Lesen auf Schritt und und Tritt merkt, seine Principles of political economy abgefaßt.

Wie will man den ungeheueren Erfolg des ausgesprochen rationalistischen Systems Ricardos erklären, wenn seine Lehren nicht auf eine ganze Reihe von praktischen Problemen so gut gepaßt hätten, wenn sie nicht eine Reihe von einem bestimmten wirtschaftspolitischen, dem liberalistischen Wollen zusagenden Lösungen gewesen wären, so daß man doch wohl auch nicht darüber hinweggehen kann, daß er die Probleme im Auge gehabt hat. Man denke nur an seine Lehre von der im wesentlichen unveränderlichen natürlichen Lohnhöhe, die Lohnfondsidee, als Lösung im Rahmen der zur Zeit seiner Wirksamkeit sich katastrophal zuspitzenden Lohnkämpfe, oder an die Theorie der komparativen Kosten als Prinzip für die Stellungnahme zu dem außenhandelspolitischen Problem u. dgl. m.

Der Hinweis darauf, daß Ricardo in den konkreten Fällen der Praxis im Widerspruch zu seiner auf non interference abzielenden

Lehre gehandelt habe, ist kein wirklicher Einwand. Salin[1] hat das Motiv dieser liberalistischen Tendenz der Lehre gekennzeichnet: das theoretische Schema entsprach dem politischen Ideal des zur Macht aufsteigenden englischen Bürgertums. Das Schema seiner Wirtschaft ist eben die Theorie des Hochkapitalismus, wie er im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts so ungeheuer erfolgreich die Machtstellung des englischen Staatswesens und Volkes zu fundamentieren vermochte, wobei freilich, wie Held sagte, Ricardo zuzuerkennen ist, daß er seinen Mangel an Humanität, Gemeinsinn und Staatsauffassung nie zu beschönigen bemüht war, sondern die materialistische Grundanschauung offen bekannt hat . . .[2].

Die eingangs gekennzeichnete tiefgehende Reaktion gegen den Klassizismus ist in den beiden Ideenrichtungen dieser Reaktion nicht in gleicher Weise problemerfüllt. Die romantische Literatur setzt im wesentlichen im Grundsätzlichen u. z. vor allem im Kampf gegen den Individualismus ein, immerhin fehlen auch bei ihr keineswegs die Probleme als Ausgangspunkt. Es genügt wohl außer an Ad. Müller an den liberalen Halbromantiker Fr. List zu erinnern.

Viel schärfer tritt freilich diese Problemgebundenheit in der sozialistischen und sozialpolitischen Geistesbewegung in die Erscheinung. In den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts hat der Kapitalismus in England vor allem die bösesten Entartungssymptome gezeitigt, die nicht nur die eigentlichen Wissenschaftler, sondern auch die Politiker bestimmten, in die Arena des Geisteskampfes einzutreten. Das die wissenschaftliche Forschung des 19. Jahrhunderts den Problemen nicht aus dem Weg gegangen ist, soll gar nicht etwa als Verdienst hervorgehoben werden. Sind doch die Probleme unter dem Einfluß des Wiedererwachens der Staatstätigkeit auf dem Wirtschaftsplan in vorher nicht gekannter Menge und man kann wohl sagen mit nicht gekannter Dringlichkeit aufgetreten.

Namentlich in Deutschland ist durch die Gründung des „Ver-

[1] E. Salin, Geschichte der Nationalökonomie. 2. Aufl., S. 57.

[2] Diehls sehr positive Beurteilung des Charakters Ricardos bleibt davon unberührt. K. Diehl, Sozialwissenschaftliche Erläuterungen zu D. Ricardos Grundgesetzen der Volkswirtschaft, Bd. II.

eins für Sozialpolitik" 1872 eine Aktivität im Bereich der Problemstellung und der Forschung ausgelöst worden, der wohl nichts Ähnliches in irgendeinem anderen Lande als Ergebnis freier Forschungsarbeit zur Seite gestellt werden kann. In sechzigjähriger Arbeit sind von diesem Vereine 187 Bände wissenschaftlicher Problembehandlung, wie sie jeweils das aktuelle Leben nahelegte, entstanden. Und es steckt in diesem Werk von sozusagen zwei wissenschaftlichen Generationen wahrhaftig ein gerütteltes Maß von Nutzbarmachung echter theoretischer Erkenntnis und Stoff für theoretische Arbeit.

Die „naive" Wirtschaftswissenschaft ist also von Problemen ausgegangen. Dabei hat sich erwiesen, daß die damals selbstverständlich aus dem Alltagssprachschatz entlehnten Ausdrücke — die Wissenschaft wurde ja als eine Wissenschaft vom Leben begonnen — mit Begriffsinhalten verbunden wurden, die, weil die Verwendung der Ausdrücke im Sprachgebrauch allerdings schwankend war, auch in der wissenschaftlichen Erörterung nicht einheitlich, nicht bei allen Forschern dieselben waren. Daraus ergab sich die Notwendigkeit der Begriffsanalysen. Man mag nun darüber verschiedener Meinung sein, wie weit diese Begriffsdiskussionen berechtigt, wie weit sie nutzbringend, wie weit schließlich sie geradezu Verirrungen waren. Aber über eines wird man wohl nicht streiten können: wenn die wissenschaftliche Arbeit Grundlagen für das Wirken in der Praxis gewinnen sollte, wenn namentlich der Politiker die Leistungen der wissenschaftlichen Theorie sollte verwerten können — und das hat Gottl ja gerade für das Jahr 1914 und die mit dem Krieg so plötzlich aufgetauchte neue Problematik eigentlich vorausgesetzt, und nur deshalb für damals als unmöglich erklärt, weil die Wissenschaft sich als leistungsunfähig erwiesen habe [1] — dann mußte auch auf den Sprachschatz des Alltags Bedacht genommen, es mußte wenigstens terminologisch die Brücke geschlagen werden von dem Ufer der wissenschaftlichen Gedankenwelt zur Vorstellungswelt, die dem Politiker geläufig ist, und das ist die Alltagswelt.

[1] Vgl. z. B. B. F. v. Gottl-Ottlilienfeld, Die Läuterung des nationalökonomischen Denkens als deutsche Aufgabe. Berlin 1934.

Man kann die Wortschöpfungen in der neuen Wirtschaftsphilosophie, allen voran jene Gottls, die einem eigenartigen „wuchtigen" Sprachgefühl entspringen, bewundern, man mag auch hoffen und vertrauen, daß diese neuen Formungen sich zu einem gewissen Verstandenwerden durchringen werden, aber man darf nicht erwarten, daß Bücher, die in dieser neuen Sprache abgefaßt sind, leicht gelesen und gleich richtig verstanden werden können. Gerade das Ziel, die Aufgabe der Wissenschaft, der wir hier dienen, die Schaffung von Grundlagen für das Wirken der Praxis und insbesondere des Politikers wird freilich so schwerer erreicht, als wenn unsere Wissenschaft sich der eingelebten Ausdrücke bedient.

Während aber tatsächlich die bisherige naive Wissenschaft von Problemen ausgegangen ist, haben die Andeutungen über die neue Wissenschaft bisher noch nicht erkennen lassen, geschweige denn ausdrücklich den Nachweis geführt, daß und welche Probleme Ausgangspunkt für die Entstehung der neuen reiferen Nationalökonomie sind oder „sein werden". Gottl formuliert das Grundproblem der Wissenschaft mit der Frage: Wie gestaltet sich menschliches Zusammenleben im Geiste dauernden Einklangs von Bedarf und Deckung? Das ist nun allerdings eine gründlich weite und elastische Formulierung, ganz anders als die „einwörtlichen Probleme", denen Gottl vorhält, daß „ihre Lösung an der Deutung eines Wortes hilflos baumelt". Aber ganz abgesehen davon, daß es kontrovers bleibt, ob diese Problemstellung dem Wesen „des Ökonomischen" gerecht wird, fällt eine Fülle von Problemen der Nationalökonomie gewiß nicht unter dieses Musterproblem, nämlich die Feststellung und Erklärung von gesetzmäßigen oder wenigstens regelmäßig wiederkehrenden Erscheinungen, in denen ein bewußtes Gestalten menschlichen Zusammenlebens als genus proximum überhaupt nicht zu erkennen ist.

Aber jene Formulierung rettet doch auch die „reifere Lehre" noch nicht vor der Notwendigkeit von Worterklärungen. Denn das Wesentliche an dieser soziologischen Problemformulierung, das, wodurch das Problem wesentlich innerhalb des Soziologischen eine gewisse Unterscheidung von anderen erfährt, ist der Hinweis auf dauernden Einklang von Bedarf und Deckung. Und gerade diese Elemente bedürfen erst einer genaueren Deutung. Auch die differentia specifica des Gottlschen Begriffs Wirtschaften, der dieser Problemstellung wortgetreu entspricht, zwingt zurück in den Bereich der von Gottl für die reifere Lehre verworfenen Wort-

erklärungen [1]. Zunächst wird dem Leser immer und immer wieder eingehämmert: der Wirtschafter denkt nicht in Gütern und Bedürfnissen, also fort mit der Güterseligkeit der naiven Theorie! Auf die Frage aber, wie denn der Wirtschafter denkt, wird in der Erläuterung der wirtschaftlichen Erwägung eröffnet, daß der Wirtschafter in Bedarfen und Verfügungen denkt. Ist nun der Unterschied wirklich so groß, so bedeutsam, daß man einen solchen Kraftaufwand dafür einsetzen muß?

Formal schon nicht, weil es ja doch schließlich Worterklärungen, die Erläuterung der Worte Bedarf und Verfügung gilt. Inhaltlich aber liegt die Sache in der praktischen Wirklichkeit doch so, daß der Wirtschafter, wenn er von Gütern spricht, an nur mit Opfern zu erwartende knappe Mittel denkt, mit denen er seine Bedürfnisse befriedigen kann, wobei er selbstverständlich nach seinen Kenntnissen von den zur Befriedigung erforderlichen Mengen eines geeigneten Mittels (eines Gutes) eine bestimmte Menge für seine Bedürfnisse errechnet, die sein „Bedarf" sind. Er denkt also tatsächlich, sobald er auf dem Markt zur Geltung kommen will, in Mengenvorstellungen eines Mittels. Gewiß ist es eine etwas, aber wirklich nur etwas exaktere und doch noch nicht korrekte Ausdrucksweise, wenn man sagt, auf dem Markt treten „die Bedarfe miteinander in Konkurrenz" und die Wirtschaft ist die Arena kämpfender Bedarfe. Denn einmal ist dem Sinne nach nur eine abgekürzte Ausdrucksweise zu beanstanden, und zweitens mit der richtigeren Ausdrucksweise ändert sich daran, daß die Wurzel des gesamten Wirtschaftsgeschehens die Sphäre der individuellen Interessen ist, gar nichts, und die Analyse der individuellen wirtschaftlichen Erwägung muß Inhalt theoretischer Arbeit sein. Endlich drittens bleibt, daß es pro foro interno um Bedürfnisse und ihr Konkurrieren untereinander geht, da die Bedarfe erst als Ergebnis aus dem Wettkampf der Bedürfnisse entstehen [2], daß aber auf dem

[1] Wirtschaft und Wissenschaft, I. Band, § 42, wo Gottl ausdrücklich einräumt, daß sich die Lehre in ihren Anfängen unmöglich der Herrschaft des Wortes entwinden konnte.

[2] Vgl. hierzu die sehr zeitgemäße Abhandlung S. Gabriels, Zur Frage der Rangordnung der Bedarfe (Jb. f. Nat. u. Stat., 157. Bd. 1943). Es ist sehr zu begrüßen, daß dieses Problem einmal gründlicher in Angriff genommen wird.

Markt genau besehen und wirklich exakt ausgedrückt der Kampf der Nachfrager für ihre Bedarfe geht, womit doch auch die Tatsache Ausdruck findet, daß man es mit Menschen, ihrem Überlegen, Erkennen, Entscheiden und Handeln zu tun hat. Und dann bleibt immer noch die Unvollständigkeit dieser Formulierung, insofern der Markt ja nicht nur von der Bedarfsseite her zustande kommt, vielmehr die Anbieter mit ihren Angebotsmengen ein ebenso integrierender Teil des Marktes sind, der Markt also gewiß nicht nur eine Arena kämpfender Bedarfe ist.

Wenn man aber schon einmal von Arena und vom Kampf als Elementen oder Erscheinungsformen der Wirtschaft redet, dann ist das Gegenwarts-Sein zum Objekt der Theorie gemacht, und dann ist es nicht recht verständlich, wie man der bisherigen Theorie zum Vorwurf machen kann, daß sie sich so eingehend um die Analyse des erwerbswirtschaftlichen Denkens und Handelns bemüht hat, das im europäischen Raum zwar schon rund ein Jahrtausend in Kontinuität wachsend seine Rolle spielt, in der Gegenwart aber jedenfalls der vornehmlichste Träger der Bedarfsdeckung ist.

Die kopernikanische Wende nennt Arno Winter[1] die Tatsache, daß von nun ab das Erwerbsleben nur als Tatbestand des heutigen Wirtschaftslebens erfaßt wird und nicht dieses und jenes Wirtschaftsleben als Erwerbsleben. Daß man in der bisherigen Lehre das ganze auf Bedarfsdeckung gerichtete Geschehen auf Jahrhunderte zurück allerdings vor allem von dem Streben jedes einzelnen Wirtschafters (der Haushalt als „Gebilde"!) nach Erwerb eines Geldeinkommens beherrscht gesehen hat, wird sozusagen der geozentrischen Kosmosauffassung gleichgestellt. Die kopernikanische Wende werde also vorgenommen, indem das Erwerbsleben als eine nur ephemere Erscheinung, als Tatbestand nur des heutigen Wirtschaftslebens und nicht als die Wirtschaftsform aller Zeiten und Völker angesehen wird.

Winter nimmt zu einer Stelle bei Lexis in einer Weise Stellung,

[1] Arno Winter, Das wirtschaftliche Prinzip ein Vorurteil. Jena 1931. Vgl. insbes. S. 11.

daß man daraus schließen müßte, die Wirtschaftswissenschaft und auch Lexis kenne nur einerseits die moderne Erwerbswirtschaft, anderseits umherschweifende Australneger und afrikanische Buschmänner. Man mag über die Stufentheorien der historischen Richtungen denken, wie man will, man mag sie insbesondere im Hinblick auf die Entwicklungsidee, die in ihnen steckt, verurteilen, eines steht fest: sie sind unwiderleglich Zeugen dafür, daß die Wirtschaftswissenschaft in der Theoretisierung außer der primitiven Naturalwirtschaft und außer der kapitalistischen Wirtschaft auch eine ganze große Reihe anderer Wirtschaftsweisen klar unterscheidet. Und wenn W i n t e r die überkommene Theorie als problemstarre Theorie des Erwerbslebens und problemblind gegenüber der Problematik des heutigen und eines jeden anderen Falles von Wirtschaft charakterisiert, so beweist das nur, daß der Urteiler literaturblind ist. Man könnte zum Gegenbeweis wirklich eine ganze Menge von Büchern nennen, jedenfalls die große Zahl historisch orientierter nationalökonomischer Darstellungen, ganz abgesehen von der diesen Gegenstand betreffenden wirtschaftstheoretischen Literatur.

Wie man es für unrichtig halten und verurteilen kann, das Erwerbsleben zum Gegenstand der Erforschung zu machen, gleichzeitig aber als methodisches Prinzip der Forschung zu fordern, daß man von Tatbeständen ausgeht, ist also nicht recht verständlich. Was anderes als Tatbestand ist denn der erwerbswirtschaftliche Aufbau der gesellschaftlichen Wirtschaft von heute, und was sind denn sachlich entwickelte Probleme, wenn nicht alle die Fragen, die z. B. als Gegenstand der Konjunkturtheorie behandelt werden?

Auch hinsichtlich dieser Einstellung zu der gerade ontologisch selbstverständlichen eingehenden Behandlung der E r w e r b s w i r t s c h a f t ist demzufolge ein gewisser innerer Widerspruch nicht zu verkennen, soweit auf ontologische Grundlegung Gewicht gelegt wird und diese in der Klarstellung des Wesens und nicht der „Seinsrichtigkeit" gesehen wird.

Warum aber macht nur eigentlich die neue Richtung der naiven, alten, überwundenen oder zu überwindenden Forschung es so sehr zum Vorwurf, daß sie die gegenwärtig tatsächlich bestehende, also wirkliche, auf das Erwerbsprinzip aufgebaute Wirtschaft

durchforscht? Zu verstehen ist das nur, wenn die Erwerbswirtschaft eben überhaupt nicht als Wirtschaftselement, das Erwerbswirtschaftsprinzip nicht als wirtschaftlich gelten soll.

Ist denn nicht aber nach dem Ziele der neuen Richtung (eine für alle Zeiten und alle Völker geltende Wirtschaftstheorie zu schaffen) jede Form der Wirtschaft, jede Gestaltung geeignet, zu dem absolut Wirtschaftlichen vorzudringen, und hat nicht Gottl selbst noch 1932 die Verkehrswirtschaft großen Stiles unter Vorwalten des unternehmungsweisen Erwerbs in das beste Licht gestellt, da er in ihr das „Umgebilde höherer Ordnung" als ein ausgesprochenes Produkt der Vernunft anerkannte? Nur, da die Sprache v. Gottls der Phantasie des Lesers den größten Spielraum einräumt und dadurch der Inhalt des Gesagten so unbestimmt wird, treten solche Widersprüche und Wandlungen in der Zeit in seiner Auffassung nicht so leicht erkennbar in den Vordergrund.

Im ersten Band von Wirtschaft und Wissen spricht er der Unternehmung, also dem, was man als ausgesprochenste Erscheinungsform der Erwerbswirtschaft anzusehen hat, den Charakter des Wirtschaftlichen grundsätzlich ab: Die Unternehmung ist kein Wirtschaftsgebilde [1]. Diese allerdings überraschende Auffassung begründet er — soweit er richtig zu verstehen ist — damit, daß die Unternehmung als Erwerbsgebilde auf dauernde Erzielung von Ertrag hin gestaltet wird, Ertrag gemeint als der Überschuß der Gewinne über die Verluste. Wirtschaftsgebilde sei dagegen die Haushaltung, sie sei nur auf dauernden Einklang von Bedarf und Deckung hin gestaltet, nicht auf Ertrag. Im zweiten Band (vgl. §§ 246—287) finden sich dagegen zahlreiche Urteile über die Unternehmung, insbesondere als „Faktor wechselseitiger Versorgung", die nur als Anerkennung ihres wirtschaftlichen Wirkens verstanden werden können.

Es überrascht vor allem die Kürze des Gedankenweges: die Unternehmung soll dauernden Ertrag erzielen. Wie anders aber soll sie das erreichen als dadurch, daß sie, solange sie wirkt,

[1] v. Gottl, Wirtschaft und Wissenschaft, Bd. I, insbes. § 73, gibt freilich selbst zu, „das leibliche Subjekt", das die Stellung des Unternehmers auszufüllen habe, helfe bei seiner Erwägung „fallweise wirtschaftlich" denken.

mitwirkt zur Deckung von Bedarf, daß sie also eben doch auf Bedarfsdeckung abzielt.

Gewiß, es gibt auch Unternehmungen, die es fertig bringen, Gewinn zu erzielen, ohne daß dabei Deckung eines Bedarfs erwirkt wird. Aber die sind in einer so verschwindenden Minderheit, daß sie als parasitäre Existenzen beurteilt werden können — und wo in der Welt, wo es Leben gibt, gibt es denn keine Parasiten? Wenn man aber das volkswirtschaftliche Leben betrachtet, wie es wirklich ist, so muß man denn doch fragen, wie anders als durch erwerbswirtschaftliche Unternehmungen — ich bin mir des Pleonasmus bewußt — wird denn der ungeheuere Bedarf des Volkes tatsächlich gedeckt? Daß es bei der Gründung der Unternehmung wie auch im weiteren Bestand der Absicht nach um ein Wirken auf Dauer geht, gerade bei den großen „Gebilden", die für die Bedarfsdeckung in den meisten Industriezweigen heute nicht mehr weggedacht werden können, wird doch wohl von der reiferen Lehre nicht ernstlich in Abrede gestellt werden wollen. Spricht da doch nicht nur die Tatsache der Lebensdauer heute wirkender Großunternehmungen, sondern auch und noch viel stärker das Lebensinteresse der Kapitalsmassen angesichts ihrer technischen Erscheinungsform in den Bauwerken und ihrer Ausstattung mit Riesen-Apparaturen eine genügend deutliche Sprache dafür, daß das ganze Denken und Trachten auf möglichst dauerndes Wirken, d. h. dauernde Bedarfsdeckung gerichtet ist und daß alles, was diesem Dauern in den Weg tritt, als Beeinträchtigung empfunden wird sowohl von den Kapitalisten wie von den Unternehmungsleitern wie schließlich normalerweise auch vom Bedarfsinteresse aus.

Der Unternehmung den wirtschaftlichen Charakter abzusprechen, den Unternehmer als nichts anderes denn als Hampelmann des Erwerbs zu kennzeichnen, ist das Produkt einer dialektischen Künstelei und das um so mehr, als eine solche Auffassung mit Gottls Definition der Wirtschaft nicht vereinbar ist.

V

Zum Wirtschaftsbegriff der „reiferen" Nationalökonomie

Die Definition Gottls lautet: Wirtschaft ist Gestaltung menschlichen Zusammenlebens im Geiste dauernden Einklanges von Bedarf und Deckung. In dieser Begriffsbestimmung tritt zwar das Gestalten menschlichen Zusammenlebens als übergeordneter Gattungsbegriff in den Vordergrund, das Schwergewicht liegt aber bei dem differenzierenden Merkmal. Seine Definition erläuternd schreibt er: Wirtschaft hat es niemals mit der einzelnen Handlung zu tun, Wirtschaft gleicht der Ordnung eines Gesamts von Handlungen und Vorgängen innerhalb eines vorgegebenen Bereiches. Und ferner: da das Wirtschaften gleichsam ein Handeln am Handeln, jedoch auf ein Zusammenordnen ausgehe, widerstreite es dem Wirtschaften, über einen einzelnen Vorgang gleich in seiner Vereinzelung zu entscheiden. Beim Wirtschaften gelte es allemal, den Zusammenhang zum Ganzen vor Augen zu haben, um über das Einzelne so zu entscheiden, daß es zum Heil des Ganzen ausschlägt.

Man kann diesem, übrigens wahrlich ganz und gar nicht neuem Gedanken selbstverständlich zustimmen, aber allerdings nicht einer im Zusammenhang damit vorgenommenen Ausschaltung einer Reihe „bedarfsdeckender Vorgänge" aus dem „Wirtschaften". Alles, was bloß Sammeln („ein Zugriff nach dem Funde") oder Jagd ist, diene zwar der Bedarfsdeckung, aber es sei nicht Wirtschaft, denn man bleibe da immer noch dem Zufall von Fund und Beute ausgeliefert. Sie entbehre nicht der Technik, aber es seien weder „technische Vorgänge", noch könnte man Gestaltung darauf begründen. Gottl sagt, bei solchen ihres Erfolges so unsicheren Vorgängen gelinge das Zusammenordnen zu Dauer und Bestand nicht. Demgegenüber ist zuzugeben: ob ein Sammeln oder Jagen oder Fischen (von Gottl nicht erwähnt) als Wirtschaften gelten kann, ist nicht allgemein zu entscheiden, denn sie können planlos zufallsbeherrscht, sie können aber auch sehr rationell planmäßig ausgeübt werden und sind tatsächlich nicht etwa nur bei primi-

tiven Völkern, sondern im europäisch-amerikanischen Kulturkreis auch in den letzten Jahrhunderten Existenzgrundlage gewesen und sind es noch heute [1].

Gewiß ist es zu rechtfertigen, in der Definierung des Begriffes Sozialwirtschaft den übergeordneten Gattungsbegriff so zu kennzeichnen, daß die Beziehung zwischen Nationalökonomie und Soziologie Ausdruck findet. Das gilt aber eben zunächst einmal nur von dem Begriff Volkswirtschaft. „Wirtschaften" ist aber eine Erscheinung, die doch auch ganz selbständig, unabhängig vom Zusammenleben mit anderen Menschen, als eine in solches Zusammenleben nicht eingegliederte Tätigkeit auftritt. Überdies haben Tausende und aber Tausende von Menschen, wenngleich auch in den Rahmen einer eine Mehrheit von Menschen umfassenden Gruppe eingegliedert (also nicht etwa in isolierter Daseinsführung), ein Wirksamkeitsgebiet als Beruf, in dem sie ganz unabhängig von der Beziehung zu irgendeinem anderen Individuum wirtschaftliches Überlegen, Entscheiden und Handeln zu vollziehen haben, so vor allem bei der Bewirtschaftung irgendwelcher Vorräte. Jede solche Vorratsbewirtschaftung erfolgt unter Bedachtnahme auf Bedarfsgestaltungen, d. h. auch auf periodisch eventuell mit verschiedener Stärke oder Dauer auftretende Bedürfnisse, denen ein für eine bestimmte Zeit verfügbarer Vorrat gegenübersteht. Es ist eine wirtschaftliche Gebarung im Rahmen des Gesamtbedarfs und seiner Deckung auf Grund eines bestimmten Planes. So bewirtschaftet die Hausfrau ihre verschiedenen Vorräte für die Haushaltung, Einrichtungsbestände, Wäsche und vor allem Lebensmittel verschiedenster Art, ebenso bewirtschaftet in einem Krankenhaus eine Schwester den Wäschevorrat des Hauses u. a. m., vernünftigerweise alles immer im Zusammenhang mit einem gesamten Mittelbestand und unter Erwägung der sonstigen Bedürfnisbefriedigungen nach Zahl und Umfang (Sättigungsgrad u. dgl.).

Gewiß sind die Robinsone kein geeignetes Paradigma, um das wirtschaftliche Denken eines in eine Volks- oder sonstige Wirt-

[1] Jedenfalls kann davon nicht die Rede sein, daß nicht auch beim Sammeln und Jagen Planmäßigkeit und Rationalität zu beobachten wäre. Zu vergl. Thurnwald, Die menschliche Gesellschaft. 3. Bd. Berlin 1932, passim.

schaftsgemeinschaft eingegliederten Wirtschafters zu analysieren, aber daß sie wirtschaften mußten und gewirtschaftet haben, ist keinem der verschiedenen Robinsone abzusprechen, und es ist kein zutreffender Einwand, daß die Robinsone oder sonstige Einsiedler vorher einer Kulturwelt eingegliedert waren. Mit welchen Ansprüchen sie aus ihrer Vergangenheit in ihrer Isoliertheit an ihre eigenen Leistungen herantreten, ist gleichgültig. Von dem Augenblick ihrer Isolierung müssen sie eine individualistische Wirtschaft „führen" und jene „wirtschaftliche Erwägung" pflegen, wie sie Gottl wiederholt geschildert hat — bis auf „die Ebene des Zusammenlebens" [1].

Nun erweist sich „Gestaltung" überhaupt immer mehr als ein modisches Lieblingswort mit einem sehr unpräzisen Begriffsinhalt. Seine Verwendung scheint sich eben auch zu einer Herrschaft des Wortes auszuwachsen, wie sie von Gottl gerade so eindringlich bekämpft sein will. Als Gestaltung gilt hier „Zusammenordnung der Vorgänge des Lebens zu Dauer und Bestand, zu Dauer des Geschehens selbst, zu Bestand der Einheiten der Gestaltung, der sozialen Gebilde". Diese Worterklärung enthält ebenso viele Probleme wie Begriffe. Was heißt Zusammenordnung? Welche Vorgänge des Lebens sind gemeint? Was gilt als Dauer und Bestand? Welchem Geschehen insonderheit ist Dauer zuzuerkennen? und welche Einheiten sind von Bestand? Alle diese Fragen gewinnen ganz besonders dringenden Inhalt, wenn man an die ungeheueren Wandlungen in den wirtschaftlichen Zusammenhängen und Erscheinungen denkt, die der Krieg auslöst, da man doch feststellen kann, wie eine Verschiebung in dem Wirken der Gebilde mit der Dauer des Krieges sich in immer gewaltigeren Ausmaßen bemerkbar macht, Wirklichkeit wird. Wie schmilzt doch der Wirkungsbereich des privaten Haushaltes hinsichtlich der „Gestaltung menschlichen Zusammenlebens" seit Kriegsausbruch zusammen! Kann man da mit Fug und Recht noch von Dauer und Bestand der Einheit sprechen [2]?

[1] So z. B. Wesen und Grundbegriffe der Wirtschaft. 1933, S. 78.

[2] Es sei erinnert, daß Gottl den Haushalt die Grundebene des Wirtschaftslebens nennt. Vgl. z. B. a. eben a. O. 47.

Ob es aber überhaupt gerechtfertigt werden kann, ob es wenigstens zweckmäßig ist, alle jene Vorgänge geistiger Natur, die offenbar innerhalb der Menschengemeinschaften als grundlegend dafür gelten, wie der dauernde Einklang von Bedarf und Deckung erreicht werden soll, dann, wenn sie beim einzelnen Individuum, beim isoliert lebenden Menschen auftreten, nicht als Wirtschaften gelten zu lassen, ist eine Frage für sich. Steht man auf dem Standpunkt, es nicht gelten zu lassen, so müßte man dieser Tätigkeit, diesem gleichartigen geistigen Funktionieren des Einzelnen ohne Beziehung zu anderen Menschen, wenigstens einen Namen zugestehen [1].

Ungeklärt bleibt aber dann, ob das Zusammenordnen als Sache eines Willensträgers zu denken ist, oder ob auch paritätisches Zusammenwirken durch Vertragsschließung schon als solche Gestaltung gelten kann.

Wenn aber der wesentliche Zug der Wirtschaft im Gestalten menschlichen Zusammenlebens liegt, dann stimmt dieser Zug zweifellos mehr zur heutigen Unternehmung als zu dem nach Gottl wichtigsten, jedenfalls dem ältesten „Gebilde", in seinem Sinne, zur Haushaltung. Die geradezu gewaltsame Entwicklung der Technik der Erwerbswirtschaft erster Ordnung, der Unternehmung, bringt im Bereich der Haushaltung ein solches Schrumpfen mit sich, daß von dem Gestalten im Geiste dauernden Einklangs von Bedarf und Deckung wohl nur noch der Geist anerkannt sein mag, das Gestalten, noch mehr aber Dauer und Bestand sind eine recht problematische Angelegenheit in der Bedarfsdeckung der Haushaltung geworden.

Und nicht viel anders steht es mit dem „Denken in Gebilden" statt in Gütern und Gütermengen. Das Denken in Ge-

[1] v. Gottl nennt „Versorgung" jene Vorgänge, bei denen ein Bedarf zur Erfüllung gelangt und er formuliert als Bedarf „die von einem praktischen Wollen abspringende Forderung darüber Erfüllung zu erlangen, was diesem Wollen Erfüllung verspricht". Als solche bedarfdeckende Vorgänge zählt Gottl auf: Sammeln, Erjagen, Produzieren, Tauschen, Einkaufen usw. „Vereint ergeben sie jene Leistung der Wirtschaft, die sich in einem einzigen Wort ausdrücken läßt: Versorgung!" Auch hier wieder Verschwommenheit des Ausdrucks, wozu sich ergänzend gesellt die Unbestimmtheit der ganz relativen Kategorien „Dauer und Bestand" im Menschenleben.

bilden soll letzten Endes dahin führen, daß alle Entscheidungen der Wirtschafter nicht nur unter dem Einfluß des persönlichsten Eigeninteresses erfolgen dürfen, sondern unter steter Berücksichtigung „des Zusammenlebens" zu erfolgen haben. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß die Zahl der Fälle nicht klein ist, in denen der Wirtschafter wirklich nur seine Person im Auge hat, wenn er an die Disposition über Mittel herangeht, und ausschließlich das allereigenste persönliche Wohlbefinden dann die Richtlinien für sein Entscheiden gibt. Aber das sind keineswegs heute die normalen Fälle.

Hier soll nun nicht etwa zum Gegenstand einer Auseinandersetzung gemacht werden, ob und wieweit die Berücksichtigung der anderen einem wirtschaftlichen Gebilde angehörenden Individuen bei den Entscheidungen der Wirtschafter eine größere oder geringere Rolle spielt. Wenn man an das Gebilde Haushaltung denkt, ist diese Rolle jedenfalls zu bejahen. Nicht um den Charakter der den Wirtschafter bestimmenden Motive in ihrer Abstufung von schroffem Egoismus bis zum Altruismus geht es, auch nicht etwa um ein ethisches Postulat [1], sondern nur um die Tatsache, daß die Bedarfs-Dimensionen für eine Mehrheit von Individuen durch einen über Mittel disponiereden Willensträger in einem Wirtschaftsplan zusammengefaßt werden.

Sofern es sich aber um die Frage handelt, ob durch das Denken in Gebilden sich eine wesentliche Änderung im Denken gegenüber dem Denken in Gütern einstellt, kann die Antwort nur negativ erfolgen.

Es kommt wirtschaftliches Handeln durch die Entscheidung wollender Wirtschafter zustande. In seinen wirtschaftlichen Erwägungen, die zu diesem Wollen führen, hat der Wirtschafter unter vielen, in der Regel allzu vielen Zwecken die Wahl zu treffen, welche Bedarfe gedeckt werden sollen. Da sich aber das Decken eines Bedarfs in Gütern vollzieht, Dingen und Leistungen, die dadurch, daß sie knapp verfügbar für die Deckung von Bedarfen notwendig sind, zu Gütern werden, so vollzieht sich eben

[1] Hierzu vgl. die treffenden Bemerkungen bei G. Albrecht a. oben a. O., insbes. S. 699 f.

jedes Denken, das auf Bedarfe von Gebilden und auf Verfügung über sie gerichtet ist, letzten Endes doch auch in Gütern.

Denn was ist überhaupt „Bedarf und Deckung?"

Der Begriff Deckung erscheint hier allerdings durch den Begriff Bedarf fürs erste sprachlogisch genügend gerechtfertigt, aber freilich erst, sobald eben der Begriff Bedarf geklärt ist. Was aber soll Bedarf schlechthin sein? Er ist offenbar von Bedürfnissen abgeleitet und damit zunächst schon ohne ein tragendes Subjekt nicht zu denken.

Anderseits aber: auch wenn man den Begriff Bedarf im Zusammenhang mit einem technischen Zweck denkt und dadurch gewissermaßen eine Objektivierung des Begriffsinhaltes erreicht erscheint, wird gerade durch die Zusammenfühlung von Bedarf mit Deckung die Notwendigkeit einer Ergänzung des Begriffs in subjektiver Hinsicht evident, da Zwecke wohl in der Technik absolut, in der Wirtschaft aber nur im Zusammenhang mit einem Wirtschaftssubjekt gedacht werden können. Bedarf schlechthin ist nichts als eine Mengen- oder Größenkategorie und im Gegensatz zu allgemeinen Maßbegriffen eine spezielle oder spezialisierte Kategorie, und zwar ist es eine Menge oder Größe im Zusammenhang mit einem bestimmt zu denkenden Zweck. Der Begriff Bedarf kann einen Sinn also nur haben, wenn er in Beziehung zu einem Bedürfnisträger, einem Subjekt im Zusammenhang mit einem bestimmten Objekt des Bedürfens gebracht ist. Der Begriff des Bedürfens verlangt nach einem Objekt.

Sobald man aber jene notwendige Ergänzung des Begriffs Bedarf in die Definition Gottls einfügt, treten mindestens Mittel, und als solche eben doch Güter in diese Begriffsbildung ein, und zwar nicht bloß im Sinne eines Wie? der Gestaltung, wie es nach Gottls Formulierung und ausdrücklichem Hinweis von ihm gedacht sein will, sondern ganz unvermeidbar im Sinne eines Wieviel?

Der Zusatz „im Geist dauernden Einklangs von Bedarf und Deckung", erweist sich als unentbehrliches spezifisches Artmerkmal des viel zu vagen übergeordneten Gattungsbegriffes „Gestaltung

menschlichen Zusammenlebens", um das Wirtschaften als eine besondere Kategorie von Zusammenlebens-Gestaltung zu kennzeichnen. Dieser Zusatz führt mit innerer logischer Notwendigkeit „die Wirtschaft" Gottls eben doch in den Bereich des Quantitativen und zieht bei Erläuterung dieser Definition die Fragestellung nach der quantitativen Disposition über Mittel nach sich. Das findet denn auch bei Otto Stein Ausdruck, wenngleich äußerst vorsichtig, so doch nicht mißverstehbar, wenn er schreibt: „Im Rahmen einer nationalökonomischen Theorie, die das Größenhafte der Wirtschaft am rechten Orte läßt, weil sie sich hier an die Tatbestände hält", hat v. Gottl-Ottlilienfeld die Grundsätze der „Wirtschaftlichen Erwägung" entwickelt. Darin kommt der Wirtschafter zu Entscheiden über Größenhaftes hinsichtlich der Aufteilung des Verfügbaren über die Bedarfe, ohne dies doch an irgendwie Größenhaftem auszurichten." Es ist nicht leicht, das „Größenhafte" aus dem Wirtschaften herauszulisten, aber es muß sein, denn die „Gestaltung" ist ja alles! Und doch muß Stein formulieren, daß „die Entscheide" des Wirtschafters „über das Größenhafte" gehen, was immer diese Entscheide „lenken" mag [1].

Als Folge der Formulierung des Grundproblems ergibt sich eben auch für die Begriffsbestimmung des Wirtschaftens und damit wieder der Wirtschaft der unmittelbare Zusammenhang mit der mit dem Wirtschaften absolut wesentlich verknüpften Mitteldisposition, also überhaupt mit der Mittelproblematik.

Gottl ironisiert jede Analyse von Güterbewegungen oder von Verhältnissen zwischen Gütermassen irgendwelcher Art zueinander, ohne daß er der möglichen Bedeutung der in solchen Massenerscheinungen erkennbaren Zusammenhänge und Abhängigkeitsbeziehungen für das Verstehen des wissenschaftlichen Geschehens auch nur im geringsten Beachtung schenkt. Es kann nicht überraschen, daß solche Ironisierung unter den jüngeren Anhängern der Richtung eine ausgesprochen anti-eudaimonistische, jedenfalls anti-utilitaristische Gesinnung unterstützt, die an sich über jeder Kritik steht, solange sie sich nicht als wissenschaftlich gibt. Das

[1] Otto Stein, Menge und Größe in der Wirtschaft, Grundlagen zur Kritik an der mathematisierenden Wirtschaftstheorie. Berlin 1936, S. 54.

ist aber der Fall, wenn der rationalistischen Wirtschaftsauffassung eine geradezu asketische Lebensauffassung als Wesenszug der Wirtschaft entgegengestellt wird. So weit scheint ja nun Gottl nicht zu gehen. Vielmehr stellt sich diese Wirtschaftsauffassung in klaren Gegensatz zu ihm, denn er erblickt das Ziel der wirtschaftlichen Erwägung darin, daß das „lebenförderlichste Zusammenspiel aller Erfüllungen im Gebilde unter erschöpfender Auswertung alles Verfügbaren" erreicht werde [1]. „Förderung des Lebens" ist ja eine im „reiferen" Schrifttum häufig wiederkehrende Wendung. Gewiß ist Lebensförderung nicht bloß mit materiellen Gütern zu bewirken, aber was das Leben fördert und nur mit Opfern zu erreichen ist, ist eben ex definitione ein Gut. Aber um „naive" Begriffe kümmert sich der reifere Nationalökonom nicht.

Heitmüller nennt eine Wirtschaftsauffassung, die „bequemes leichtes Leben, dessen Inhalt Wohlfahrt und Genuß und dessen Entwicklung Fortschritt heißt, und dessen Streben nach Sicherheit des Erworbenen und Freiheit des Genießens drängt", eine Utopie, und sieht darin verblendeten Optimismus, weil der politisch denkende Mensch dem unerbittlichen Schicksal nicht ausweichen dürfe oder nur dann, wenn er das dumpfe Dahinleben des aus dem geschichtlichen Werden Verstoßenen führt [2]. Nach der Art, wie die Menschen das Leben wirklich gestalten, braucht man sich nicht allzu viele Gedanken darüber zu machen, daß die Wirtschaftsführung dieser Auffassung nicht so bald nachkommen werde. Aber bei solcher Auffassung wird allerdings auch jede Wirtschaftspolitik, die in die Räder des rollenden Schicksals eingreifen will, um eine Verbesserung der Daseinsbedingungen großer Volksteile herbeizuführen, als widersinnig verurteilt werden müssen. Gewiß gibt es genügend Wirtschafter, die asketischen Idealen nicht nur theoretisch huldigen, sondern wirklich nachleben, aber auch der Asket muß, wenn er vernünftig handeln will, „wirtschaften". Das asketische Ideal wird seine wirtschaftlichen Erwägungen bestimmend beeinflussen. Aber behaupte doch niemand, daß solche

[1] Wirtschaft und Wissenschaft, I. Bd. passim.

[2] Wilh. Heitmüller, Problematische Wirtschaftstheorie S. 51 (vgl. unten S. 66). Seine Gedankengänge, sonst weitgehend von Gottlschem Geiste beeinflußt, gehen in diesem asketischen Idealismus eigene Wege.

Fälle ontologisch als normal gelten können, und das auf Erkenntnis des Allgemeinen gerichtete theoretische Forschen des Nationalökonomen hat, solange man Nationalökonomie nicht einfach mit (dem Individuellen gewidmeter) Wirtschaftsgeschichte identifiziert, mit dem Allgemeinen, nicht aber mit dem Besonderen zu tun.

Die Frage „wie ist Nationalökonomie möglich?" scheint nach all dem, was geleistet worden i s t, mindestens nicht wichtiger als die Frage: zu welchem Ende wird diese Wissenschaft getrieben?

Es ist noch nirgends gezeigt worden, was schließlich das Objekt der Wirtschaft sein soll, wenn es sich n i ch t um eine planmäßige vernünftige Gebarung mit knappen Mitteln im Hinblick auf Zwecke handeln soll. Und es ist noch nicht gezeigt worden, wie es möglich sein soll, deswegen und dann auf zweckmäßiges planmäßiges Disponieren über knappe Mittel zu verzichten, weil und wenn Lebensgestaltung vom Volk ausgeht. Ist denn etwa der für die „Lebensgestaltung" maßgebende Wille dann n i ch t auf Lebenserleichterung oder Lebensförderung gerichtet? Und geht es dann, wenn die Lebensgestaltung auf das Interesse des Volkes eingestellt ist, etwa n i ch t um Mittel, um die Beschaffung und zweckmäßige Bewirtschaftung von Gütern? Geht es in einem Krieg dieser höchsten Konzentration von Aufwand für das Volk etwa n i ch t um Massen von Gütern?

Gleichviel, ob man körperliches Wohl oder seelische Energie oder geistiges Funktionieren des Volkes im Auge hat, der ganze Komplex wirtschaftlicher Erwägungen, d. h. von Überlegungen, Vergleichen und schließlich Entscheiden über Mittel, hat nur Sinn, wenn als übergeordnetes Ziel gilt, die Stellung des Menschen in seiner sozialen Umwelt und insbesondere gegenüber und inmitten der Natur zu verstärken [1]) oder zum mindesten diese Stellung bei steigender Bevölkerungsmasse auf gleichem Raume nicht schlechter werden zu lassen, gleichviel, welches im einzelnen die angestrebten Zwecke sein mögen.

Je mehr man in die Fülle der Erläuterungen zum „neuen" Wirtschaftsbegriff versinkt, um so mehr drängt sich die Frage auf: Worin soll nun das Kopernikanische liegen? Es kann nicht

[1] A r n o L a m p r e ch t, Die Kausalität der Volkswirtschaft 1925, S. 106.

vermutet werden, daß es darin zu suchen sein soll, daß man zunächst ein erkenntnistheoretisches Fundament schafft. Denn um ein solches erkenntnistheoretisches Fundamentieren einer neuen Lehre ist es bei Kopernikus ja gar nicht gegangen. Die Parallele zu Kopernikus in diesem Sinne wäre also falsch. Über den Inhalt der neuen „reiferen" Nationalökonomie ist noch zu wenig ausgesagt [1], als daß man den Unterschied der neuen von der „vorkopernikanischen" Nationalökonomie zureichend kennzeichnen könnte. Auf den Nachweis der Rechtfertigung einer Parallele in diesem Sinne wartet aber die Wissenschaft immer noch.

Man möchte aber überhaupt meinen, daß die „vorkopernikanische" Nationalökonomie sich mit dem Gedanken vertrösten könnte, daß nach der Relativitätstheorie die kopernikanische Lehre von ihrer Bedeutung für die Wissenschaft einiges eingebüßt zu haben scheint [2].

Gottls Definition des Begriffes Wirtschaft will offenbar sagen: das Wesen der Wirtschaft hat man ganz anders aufzufassen als das bisher geschehen ist, so daß alles bisher über sie Ausgesagte nicht richtig sein kann. Auch diese Ausdeutung einer Parallele zu Kopernikus wäre unzutreffend, denn die Lehre von Kopernikus hat zwar wohl das geozentrische System aus den Angeln gehoben, aber nicht entfernt die im übrigen bis dorthin errungenen physikalischen Erkenntnisse negiert.

---

[1] Vgl. hierüber die diesen Tatbestand kennzeichnenden Ausführungen Ad. Webers in seiner Abhandlung „Macht und volkswirtschaftliche Folgerichtigkeit" (Jb. f. Nat. u. Stat., Bd. 153, insbes. S. 293 ff.). Weber hat in dieser, bei aller Kürze ebenso inhaltreichen wie überzeugenden Abhandlung in Gottls Lehre mehrere bei ihrer Beurteilung nicht zu übersehende Umwertungen seiner ursprünglichen Wertungen nachgewiesen, und zwar sowohl von Wertungen volkswirtschaftlicher Erscheinungen (insbes. des Kapitalismus und der Rolle der Technik) als auch Wertungen vorausgegangener Lehren der nationalökonomischen Theorie.

[2] Ph. Frank, Was bedeuten die gegenwärtigen physikalischen Theorien für die allgemeine Erkenntnislehre? (Die Naturwissenschaften, 17. Jg., S. 971 ff.) Man kann nach der modernen relativistischen Auffassung nicht sagen, daß „in Wirklichkeit" die Erde sich bewegt und die Sonne still steht, sondern nur, daß die Beschreibung der Erscheinungen in einem Koordinatensystem, in dem das der Fall ist, einfacher ausfällt.

Von dem Stoff der bisherigen Nationalökonomie findet sich in dem, was die reiferen Nationalökonomen bisher gegeben haben, so gut wie nichts. Das könnte nur konsequent erscheinen. Aber auch von dem, was als der neue Problemstoff der reiferen Lehre zu gelten hätte, ist noch nicht viel mehr zu sehen.

Der Vorwurf, daß nach all den breiten, wenn auch noch so tiefgründigen erkenntnistheoretischen Arbeiten, zu denen allerdings — das sei ungeachtet der ungeheuerlichen Wiederholungen anerkannt — keiner wie Gottl beigetragen hat, endlich positive theoretische Arbeiten gekommen sein müßten, ja daß dies um so mehr erwartet werden konnte, je tiefer schon geschürft worden ist, ist von Gottl selbst mit seinem Gleichnis [1] zurückgewiesen worden: er schachte die Keller für einen massiven Bau aus und lege die Grundmauern an, während die bisherige Lehre eine wackelige Baracke gezimmert habe, um überhaupt hausen zu können [2]. Er will damit rechtfertigen, daß zunächst die naive Theorie vorläufig „am Wort" bleibt, notgedrungen um den Forderungen des praktischen Lebens zu genügen, „faute de mieux". Das scheint er ihr doch zuzutrauen. Merkwürdig! Das schwierige und recht undankbare Werk der Selbstbesinnung laufe unbekümmert nebenher, werde aber selbst im Wesen verkannt, wenn man jetzt schon den Maßstab des praktischen Nutzens anlege. „Laßt uns ruhig unser Werk schaffen!" fordert er. Das könnte man ihm — auch nach über vier Jahrzehnten Schachtarbeit — zugestehen — wenn er nicht unausgesetzt die Baracke bombardierte.

Die Arbeit an dem Ausschachten der Keller soll nicht bekrittelt werden, aber solange man nichts als nur Ausschachtung, auch keinen Plan des Gebäudes sieht, können denn doch Zweifel über die Zweckmäßigkeit dieser Fundamentarbeit aufkommen. Jedenfalls kann man sich für diese Parallele doch nicht auf die Naturwissenschaften berufen, denn dort ist ja gerade an dem konkreten Behandeln bestimmter Probleme das neue Fundament sehr allmählich und im Hinblick auf ihr so viel höheres Alter sehr spät entstanden. Und wenn Gottl einerseits versichert, daß in der bisherigen Theorie viel an theoretischer Einsicht, die noch der Läute-

[1] Vgl. oben S. 34.

[2] F. v. Gottl-Ottlilienfeld, Naive Wirtschaftslehre a. a. O. S. 7.

rung bedürfe, zurückbleibt, wenn auch „viel wildes Fleisch ausgeschnitten werden" müsse, so stimmt sein Gleichnis von der wackeligen Baracke und dem massiven Bau nicht recht dazu, da die Baracke doch wohl endlich verschwinden soll. Oder kann die Baracke etwa als wesentliches Mittel für die Aufrichtung des massiven Baues angesehen werden? Gottl selbst kennzeichnet seine Leistung als Voraus-Leistung z. B. damit, daß er an die Stelle der „Notlüge einer Wert- oder Nutzenschätzung oder Nutzen- und Kostenschätzung" den Tatbestand der wirtschaftlichen Erwägung gesetzt habe und ebenso habe er in „Bedarf und Deckung" [1], „wirtschaftlicher Dimension" [2], „Volksvermögen und Volkseinkommen" [3] positive Theorie der neuen Haltung gegeben. Aber auch hier liegen vor allem breite, sich reichlich wiederholende kritische Ausführungen vor, im Verhältnis zu denen die Bausteine zu einer neuen Theorie ganz besonders im Hinblick auf die gewaltige Fülle von wirklich vorhandenen Problemen verschwindend klein sind [4].

Ihr Gewicht richtig erfassend verschmäht es Gottl nicht, der „wirtschaftlichen Erwägung" und der „wirtschaftlichen Vernunft" ein Kapitel zu widmen, in dem eingehende Überlegungen des Wirtschafters, u. z. wohl nur des Verbrauchwirtschafters, den Gegenstand der Ausführungen darüber bilden, in welcher Weise dieser seine Bedarfszweige ordnet, welche Stelle in der Rangordnung er ihnen zuweist: die vernunftmäßige Erwägung darüber entscheide, „welcher unter den gleichzeitig andrängenden Bedarfen das bisher schon erzielte Zusammenspiel der Erfüllungen l e b e n s f ö r d e r l i c h e r z u m a c h e n verspricht als die anderen". Die Aner-

[1] F. v. G o t t l - O t t l i l i e n f e l d, Bedarf und Deckung. Ein Vorgriff in Theorie der Wirtschaft als Leben. Jena 1928.

[2] d e r s., Die wirtschaftliche Dimension. Eine Abrechnung mit der sterbenden Wertlehre. Jena 1923.

[3] d e r s., Volksvermögen und Volkseinkommen. Kritik. Jena 1928.

[4] Die positivste Leistung: Wirtschaft und Technik (Grundriß der Sozialökonomik, Bd. II, II. 2. Aufl.), Tübingen 1923, behandelt mit bewundernswerter Akribie und Stoffbeherrschung die Systematik der Technik und erörtert damit zusammenhängende wichtige nationalökonomische Probleme, wenngleich in seiner besonderen Ausdrucksweise wesentlich im Sinne der „bisherigen" Lehre.

kennung der Aufstellung einer Rangordnung als einer Wirksamkeit der wirtschaftlichen Vernunft ist wahrhaftig nichts Neues. Gottls Lehre weicht darin überhaupt von der bisherigen Lehre nicht ab, vielmehr ist aus dieser Haltung Gottls der Schluß zu ziehen, daß doch auch er die Wurzel der wirtschaftlichen Vorgänge individualistisch subjektiv sieht, u. z. so, daß die entscheidenden wirtschaftlichen Entschlüsse rationalistisch zu deuten sind. Das bedeutet aber wieder, daß aus diesen Wurzeln eine Regelmäßigkeit in den Erscheinungen des wirtschaftlichen Handelns erwartet werden kann, wie sie als statistische Wahrscheinlichkeit überall auftritt, wo es sich um massenhaftes Auftreten einer Erscheinung und sei es auch die Auswirkung des vernunftgeleiteten menschlichen Willens handelt.

Das „Gestalten menschlichen Zusammenlebens" als Wesen der Wirtschaft, das in der neuen Lehre der Annahme solcher Wahrscheinlichkeitsschlüsse entgegengestellt wird, ist auch in der bisherigen Lehre ganz besonders sorgfältig berücksichtigt worden, u. z. vornehmlich in seiner Rolle als staatliche Wirtschaftspolitik, sowohl grundsätzlich auf Grund des historischen Stoffes, also in seiner Bedeutung als konstitutives Element der massenhaften Entscheidungen der Wirtschafter, als auch in den einzelnen „Leitregelungen" — wie Gottl die autoritären Maßnahmen nennt —, die ja einen wesentlichen Teil der „speziellen" Volkswirtschaftslehre bilden.

Wenn nun aber die „reifere" Nationalökonomie das Wirtschaften in erster Linie unter den übergeordneten Begriff Gestaltung menschlichen Zusammenlebens einordnet, so liegt darin eine Auffassung, die nicht ex post, nicht ontologisch, sondern a priori urteilt. Denn nicht aus der Erfahrung stammt, daß Gestaltung des menschlichen Zusammenlebens als das Wesentliche der Wirtschaft, wie sie geworden ist, zu erkennen sei, sondern es ist der kritische Gedanke Gottls, der eine Begleiterscheinung des Wirtschaftens, eben die Gestaltung des Zusammenlebens, dazu erhebt. Denn als bewußtes überpersonales Gestalten menschlichen Zusammenlebens ist die Wirtschaft nur epochenweise zu erkennen. Es zum konstitutiven Merkmal jeder Wirtschaft zu

machen entspricht aber allerdings der Rolle, die ihm Gottl mit seinem „ontologischen Werturteil", dem Urteil über Richtigkeit des Seins und Geschehens, der Wirtschaft gegenüber einräumt.

Daß es als „Leitregelung" eine immer größere Bedeutung gewinnt, ist eine Sache für sich. Sie ändert nichts daran, daß Wirtschaften immer ein Entscheiden ist, eine Sache des Willens und damit eben jedes einzelnen Wirtschafters, dem Gottl selbst volle Geltung einräumt.

Wie Gottls Formulierung des Wirtschaftsgrundproblems sich weitestgehend deckt mit dem, was seit Hume und Turgot und Smith bis auf unsere Tage als Gehalt der Nationalökonomie herausgearbeitet worden ist, so ist Wirtschaft im Rahmen der Volkswirtschaft (political economy und économie politique) tatsächlich auch als Gestaltung menschlichen Zusammenlebens aufgefaßt worden, und so ist das Leben der „Gebilde" Gegenstand der Schilderung und sind gerade ihre Beziehungen zueinander in einem Ausmaß Gegenstand der Forschung und Darstellung gewesen, daß man Gottl wirklich auch nur entgegnen kann: er sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht, wie er das seinen Kritikern zum Vorwurf gemacht hat [1].

[1] Hierfür ist z. B. ganz ausdrücklich an die Grundlegung der politischen Ökonomie des Vorgängers v. Gottls auf dem Berliner Universitäts-Lehrstuhl theoretischer Richtung, Adolf Wagners zu erinnern, ferner an die wohl oft genannten, aber wenig gekannten rechtsphilosophischen und soziologischen Werke der Rodbertus, Rößler, Schäffle, in denen wahrhaftig nichts davon zu finden ist, was darauf schließen ließe, daß die Wirtschaftsweise des Heute im europäisch-amerikanischen Kulturkreis, das auf dem Erwerbsstreben aufgebaute Wirtschaftsleben das Um und Auf, das Vollendetste, das Letzte oder gar das Natürliche wäre. Was übrigens den Terminus „Gestaltung" anlangt, findet derselbe sich in klarem Zusammenhang mit jenen Problemen, die Gegenstand einer „Gebildelehre" sind bei Gustav Cohn in seiner Grundlegung (Stuttgart 1895) mit übrigens sehr „modernen" Gedanken.

VI

Die Verwerfung des Kausalitätsprinzips

1. Der Ausgangspunkt: die „Daseinsrichtigkeit"

So weit könnte man die neue wissenschaftliche Strömung, die sich als „reifere" Nationalökonomie gibt, als eine Richtung wie viele andere auffassen, die sich auch als Bringer eines völlig neuen Gedankensystems und Neugestalter der Wissenschaft gegeben haben (in den letzten Jahrzehnten z. B. Liefmann und Spann) [1].

Aber das, was wirklich die neue Richtung von dem, was bisher als Nationalökonomie gegolten hat, trennt, ist die Grundauffassung über die Aufgabe der Wissenschaft und insbesondere die Ablehnung des Kausalitätsprinzips in ihrer Tragweite für die Wissenschaftsauffassung.

Ausgangspunkt für diese entscheidende Haltung gegenüber der Kausalitätsfrage ist die grundsätzliche Bekämpfung einer Herübernahme der naturwissenschaftlichen Denkformen in die Nationalökonomie als eine Geistes- oder historische Wissenschaft. Schlagwortartig liest man es immer wieder: die Nationalökonomie ist eine Wissenschaft vom Leben, und deshalb schon können die Erkenntnisformen der Naturwissenschaften — es wurde die längste Zeit immer nur von Naturwissenschaften schlechthin gehandelt — in der Nationalökonomie keine Anwendung finden.

Ausdrücklich sei festgestellt, daß Gottl nicht als Vertreter dieser Abkehr von der Kausalität angesehen werden kann. Er erörtert zwei kürzende Denkformen des praktischen Handelns [2]:

---

[1] „Im strengsten Sinn des Wortes", schreibt Eugen Dühring, „kann man nur da von einem neuen System reden, wo ein prinzipieller Satz von großer Tragweite oder auch einige axiomatische Grundeinsichten den ganzen Inhalt einer Wissenschaft umwandeln. Wo solche Fundamentalsätze nicht einzeln und klar nachweisbar sind, da läßt sich vielleicht von Richtungen, Neigungen und Färbungen der Theorie, aber nicht von einem selbständig oder wesentlich veränderten System reden." (Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus 1879.) Danach würde es kaum möglich sein, von der reiferen Nationalökonomie mit Einschluß der Werke v. Gottls als von einem neuen System zu sprechen.

[2] Wirtschaft und Wissenschaft I, § 56.

a) Denken in Zwecken und Mitteln, b) Denken in Bedarf und Deckung. Keine dieser Denkformen habe es unmittelbar mit „Erklärung" zu tun, mit einem „Rückführen auf zureichenden Grund". Hinter diesen beiden Denkformen stehe erst noch jene Denkform des Erkennens, die als Kausation der Lebenslehre gesucht wird. Zum Verstehen eines Geschehens führten „Eindenkung" und „Einfühlung". Erstere erfasse den Zusammenhang des Geschehens kraft Vernunft, während das Einfühlen diesen erlebten Zusammenhang kraft Gefühls erfasse. Die Rückführung des Geschehens auf ein Wollen aber, die urtümlichste Erfassung, sei die schlagendste Erklärung aus dem zureichenden Grunde und sei der Kausalität der Naturwissenschaften überlegen. Da aber das Wirtschaften Zweckhandeln ist, die Teleologie aber wieder die Denkform des praktischen Handelns, das Wollen eines Handelns aufdeckt, so ist daraus zu schließen, daß die Anerkennung des teleologischen Charakters des wirtschaftlichen Geschehens auch die Anerkennung des Kausalitätsprinzips in sich schließe. Freilich, der „Superlativ" „der Fähigkeit, das Erlebte als ein sinnhaft Wirkliches zu erfahren", liegt für Gottl bei dem Verstehen, der „urtümlichsten Fähigkeit", und damit gewinne das Prinzip der inneren Erfahrung als Weg zum Verstehen seine große Bedeutung mit allen Folgerungen, positiv und negativ. Immer ausschließlicher hat Gottl die innere Erfahrung als Weg zum Verstehen des seelisch fundamentierten wirtschaftlichen Geschehens begründet [1].

Die Front gegen das Kausalitätsprinzip wird aber besonders deutlich im Zusammenhang mit der Forderung der Politisierung der Wissenschaft von Weippert [2] und Heit-

[1] Hierzu und zu dem folgenden vgl. Erich Carells vortreffliche Untersuchung Wirtschaftswissenschaft als Kulturwissenschaft. Tübingen 1931, und W. Mitscherlich. Wirtschaftswissenschaft als Wissenschaft. Jb. f. Ges. I. Bd. (1926).

[2] Georg Weippert, Daseinsgestaltung. Leipzig 1938; ders., Die Wirtschaftstheorie als politische Wissenschaft. Tüb. Zeitschr., 98. Bd. (1938); ders., Vom Werturteilsstreit zur politischen Theorie. Weltw. Arch., 49. Bd. (1939), sehr inhaltreich! Zum Thema des Werturteilproblems wohl der beste Beitrag der letzten Zeit.

müller[1] ausgerichtet. Das bisherige wirtschaftstheoretische Denken in oft wirklichkeitsfremden Konstruktionen „zweidimensional" habe das Erkenntnisobjekt Wirtschaft in das viel zu enge kausallogische Bezugssystem gespannt, während es gelte, zum „dreidimensionalen, volksgebundenen Denken" überzugehen, dessen Ergebnis, der Ausbau der neuen Theorie, freilich noch völlig ausstehe. Diese habe einem neuen Begriff des Politischen zu folgen. Der gehe von einer „sinnvollen Lebensgestaltung" im Sinne der „Daseinsrichtigkeit" aus, sei „überpersönlicher Art" und stehe über jedem Verdacht einer privaten oder ideologisch gefärbten Meinungsäußerung. Die politische Wirtschaft im Sinne einer völkisch richtigen Wirtschaft habe sich nach dem Begriff der Daseinsrichtigkeit auszurichten. Das sei freilich kein analytischer Begriff im Sinne einer exakten Wissenschaft, sondern durch die Einsicht und Lebenserfahrung des politischen Menschen gegeben. Diese Einsicht sei also nicht kausal-logisch beweisbar. Dennoch sei ihr der Rang einer auch in wissenschaftlichem Sinn wahren Erkenntnis beizumessen. „Sie ist auf der Gewißheit eines Glaubens gegründet[2]." Die alte unpersönliche Wissenschaftsauffassung habe zu weichen, der zufolge Nationalökonomie bisher für jeden über die gehörige Verstandesschulung Verfügenden erkennbar eine intellektuelle Angelegenheit war, während das Denken für die vom Daseinssinn ausgehende Wissenschaft eine existenziale Angelegenheit sei.

Vom Standpunkt des allgemein wissenschaftlichen Interesses aus steht erkenntnistheoretisch im Vordergrund die Ablehnung des Charakters der Fachwissenschaft als einer intellektuellen Angelegenheit. Man kann darüber hinweggehen, daß es doch nicht unbedenklich ist, das Existenziale als intellektual nicht erfaßbar hinzustellen. Man kann auch ohne weiteres zustimmen im Sinne von Jessen: es komme darauf an, daß die Wissenschaft Tatbestände, wie Volk, Gemeinschaft, Persönlichkeit erfasse und daß die

[1] Wilh. Heitmüller, Problematische Wirtschaftstheorie. Versuch zu einer ideengeschichtlichen Analyse der liberalen Wirtschaftstheorie und zur Erneuerung des Wirtschaftsdenkens. Berlin 1941.

[2] Z. B. Weippert, Vom Werturteilsstreit usw. S. 85, Heitmüller, a. a. O. S. 70.

Träger sie erleben [1]. Aus solchem Erfassen erwachse dann auch die fruchtbare Verbindung von Denken und Wollen. Aber nicht zuzustimmen ist der Konsequenz, die daraus gezogen wird, daß die Wendung vom intellektuellen Fachdenken zur „existenzialen Selbstbesinnung" in solchem Sinne gezogen wird, daß die Kausalforschung abgelehnt und an die Stelle kausal-logisch beweisbarer Einsichten der Glaube als Erkenntnisprinzip gesetzt wird.

2. Sinndeutung, innere Erfahrung, Erklärung

Mit solcher Ablehnung der naturwissenschaftlichen Methode für die Sozialwissenschaften rennt man insoweit offene Türen ein, als zunächst festzustellen ist, daß die Notwendigkeit einer besonderen Auffassung von den Aufgaben der Sozialwissenschaften und im Zusammenhang damit die Notwendigkeit besonderer Erkenntniswege für diese schon vor 40 Jahren von Max Weber im Anschluß an Rickert fundamental dargelegt wurden [2]. Speziell auch das Kausalitätsproblem im Gebiete des seelischen und sozialen Geschehens ist eingehender untersucht worden, und namentlich Arno Lamprecht hat vor fast 20 Jahren das Kausalitätsprinzip des seelischen Geschehens im Bereich der Wirtschaft einer eingehenden Untersuchung unterzogen [3].

Diese Errungenschaften hindern die neuen „reiferen" Nationalökonomen jedoch nicht, wie als ein neues Evangelium die Bekämpfung des Kausalitätsprinzips für die Sozialwissenschaften überhaupt aufzunehmen, indem sie dieses als eine ausschließliche Angelegenheit der Naturwissenschaften erklären und für die Wirtschaftswissenschaften radikal ablehnen. „Die Wirtschaft ist Leben", lautet das Grunddogma, und daher ist die Wirtschafts-

[1] Jens Jessen, Volk und Wirtschaft. 2. Aufl. 1938.

[2] M. Weber, Kritische Studien auf dem Gebiete der kulturwissenschaftlichen Logik. Arch. f. Soz. Bd. 22 (1905); ders., Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie. Logos Bd. 4 (1913).

[3] Arno Lamprecht, Das Prinzip der Kausalität des seelischen und sozialen Geschehens, insbesondere des Wirtschaftens. Halberstadt 1925; ders., Die Kausalität der Volkswirtschaft. Halle 1925.

wissenschaft eine Lehre vom Leben, und deshalb komme für ihr Erkennen nicht die äußere Erfahrung der Naturwissenschaften, sondern nur innere Erfahrung als Erkenntnisweg in Betracht. Sozusagen als Erkenntnisfundament wird aber letzten Endes ausdrücklich ein Glauben erklärt.

Diesen Weg der „inneren Erfahrung", dem bei Gottl so großes Gewicht zukommt, hat für die Sozialwissenschaft zuerst wohl Max Weber in dem erkenntnistheoretischen Prinzip, des „Verstehens durch Deutung" in der verstehenden Soziologie gewiesen [1], ganz entsprechend seiner Grundauffassung, im psychischen Erleben den Gegenstand der Gesellschaftswissenschaft zu sehen.

M. Weber hat damit freilich keineswegs einen Angriff gegen die Kausalitätsforschung der Soziologie gerichtet. „Menschliches Verhalten", schreibt er, „zeigt sowohl Zusammenhänge wie Regelmäßigkeiten des Verlaufes wie alles Geschehen. Was aber, wenigstens im vollen Sinne, nur menschlichem Verhalten eignet, sind Zusammenhänge und Regelmäßigkeiten, deren Ablauf verständlich deutbar ist. Ein durch Deutung gewonnenes ‚Verständnis' menschlichen Verhaltens enthält zunächst eine spezifische, sehr verschieden große, qualitative ‚Evidenz'." Hohe Evidenz einer Deutung beweise noch nichts für ihre empirische Gültigkeit, denn ein massenhaftes gleiches Sichverhalten könne gleichwohl auf unter sich höchst verschiedenartigen Konstellationen von Motiven beruhen, deren verständlich-evidenteste nicht immer auch die wirklich im Spiele gewesene ist. Das „Verstehen" des Zusammenhanges müsse daher immer noch mit den sonst gewöhnlichen Methoden kausaler Zurechnung, soweit möglich, kontrolliert werden, ehe eine noch so evidente Deutung zur gültigen „verständlichen Erklärung" wird. Das Erfassen eines Handelns im Zusammenhang mit bestimmten Motiven ist selbst schon erklärendes Verstehen. Das Höchstmaß an Evidenz komme allerdings der zweckrationalen Deutung zu, wenngleich man auch nichtrationales Verhalten, wie namentlich das Verhalten im Affekt, verstehen kann.

[1] In der zit. Logos-Abhandlung (Logos, 4. Bd., S. 253 ff.).

Für unsere Betrachtung ist von Wichtigkeit, in welchem Verhältnis das Verstehen zu kausalem Erklären steht. „Verstehen" und kausales „Erklären" begännen nach Weber mit ihrer Arbeit am entgegengesetzten Pol des Geschehens, dennoch hätten sie Beziehung zueinander, sinnhaft verstandene seelische Zusammenhänge und namentlich zweckrational orientierte Motivationsabläufe seien absolut geeignete Glieder einer Kausalkette. Zudem seien sinnhafte Deutungen an sich Hypothesen der Zurechnung und bedürften wie jede andere Hypothese der Verifizierung und prinzipiell mit den gleichen Mitteln. Es sei hier schon festgestellt, daß auch für Weber die kausale Erklärung die Feststellung bedeutet, daß nach einer Wahrscheinlichkeitsregel (!) auf einen bestimmten beobachteten Vorgang ein bestimmter anderer Vorgang folgt [1].

Auch im nichttraditionalen Verhalten [2] der Menschen treten Regelmäßigkeiten auf, und sie werden ja in der Psychiatrie auch zur Grundlage der Diagnose von pathologischen Zuständen. Um pathologische Zustände, ihr Erkennen, Erklären und Behandeln geht es ja auch in den Sozialwissenschaften, insbesondere in der Wirtschaftswissenschaft. Gerade deshalb ist es aber erst recht geboten, daran zu erinnern, daß, wie in der Medizin durch Anatomie, Physiologie, Histologie usw. das Normale als das Gesunde erkannt sein muß, um das Unnormale, Krankhafte zu erfassen, so auch das nichtrationale Verhalten im Sozialleben, mit vielleicht noch größerer Mannigfaltigkeit auftretend, in den Sozialwissenschaften erst in zweiter Linie Forschungsobjekt ist, während die Kenntnis des Regelmäßigen, desjenigen, was nach Wahrscheinlichkeit auf Grund der Erfahrung vor allem zu erwarten ist, deshalb schon in erster Reihe stehen muß, weil es wie im somatischen Leben der Hintergrund ist, von dem sich die pathologischen Erscheinungen erst abheben [3]. Ganz abgesehen aber von diesem

[1] Logos a. a. O. S. 261 f. und M. Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, Bd. I, S. 4 ff. Zu vgl. dazu Dobretsberger, Die Gesetzmäßigkeit in der Wirtschaft. Wien 1927, S. 68 ff.

[2] Zu dem außer psychopathisch auch ekstatisch und mystisch bewirktes Verhalten auch das Verhalten von Kindern gehört.

[3] M. Weber, Logos-Abh. S. 258.

Zweck, das Verstehen des Pathologischen, ja, dieses überhaupt erfassen zu lernen, ist das Erkenntnisstreben an sich schon auf den Einblick in das Regelmäßige in der Welt des geistigen Geschehens genau so wie in der körperlichen Welt gerichtet.

Ist bei M. Weber das sinnhafte Verstehen selbst schon weitgehend als Erkenntnisweg in das Erklären eingegliedert, so ist heute angesichts des Hineinwachsens aller wichtigsten sozialwirtschaftlichen Geschehens-Erscheinungen ins Massenhafte eben an Massentatsachen zu erinnern, die in völliger Absolutheit zu wichtigsten Gliedern in Kausalketten geworden sind und als konstitutives, als wirksames Faktum aufgenommen werden müssen, ohne daß hierfür einem verstehenden Deuten von Einzelhandlungen noch besondere Bedeutung zukäme.

Keinesfalls aber kann die Behauptung aufrechterhalten werden, daß die Nationalökonomie es nur mit einem Deuten individuellen Handelns zu tun habe. Gerade soziologisch gesehen ist es eine Aufgabe dieser Wissenschaft, die Frage zu beantworten, wie bei einer gegebenen Gesellschaftsordnung die Güterproduktion als ein gesellschaftlicher Vorgang zustande kommt und wie die in verschiedener Art an ihr beteiligten Einzelnen aus diesem gesellschaftlichen Prozeß ihren Anteil an den erzeugten Gütern erhalten (Lexis). Wenn zwecks Durchdringung dieses gesellschaftlichen Vorganges eine Fülle von Beziehungen und Entsprechungen zwischen verschiedenen Erscheinungen (sowohl Vorgängen als auch Größen) zwischen den Preisen untereinander, zwischen den Preisen verschiedener Güter derselben Ordnung, zwischen den Preisen der Güter und jenen der zu ihrer Herstellung erforderlichen Produktionsmittel, zwischen den Einkommen untereinander u. dgl. m. festgestellt wird: so handelt es sich zunächst ganz und gar nicht um Deutung irgendwelcher menschlichen Handlungen, sondern in erster Linie um eine sehr nüchterne Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Größen untereinander und der Veränderung verschiedener Größen.

Auch wenn man mit Münsterberg die Geisteswissenschaften als subjektivierende den objektivierenden Naturwissenschaften gegenüberstellt, so gilt das eben einfach nicht restlos für

die Wirtschaftswissenschaft, da die Forschungsaufgaben der Nationalökonomie eben keineswegs einheitlich gleichartig, sondern von verschiedener Art sind, und es sich deshalb keineswegs bloß um die sogenannten kultur- oder geisteswissenschaftlichen Methoden der Deutung und Wertbeurteilung handeln kann, weil eben auch Aufgaben zu lösen sind, bei denen man es nicht mit individuellem Erleben, mit dem wertenden stellungnehmenden, wollenden Subjekt zu tun hat, sondern mit der Feststellung und Aufhellung von Zusammenhängen, die zunächst mindestens durchaus außerhalb der Wirksamkeit eines individuellen seelischen Erlebens stehen [1].

Um nur ein Beispiel heranzuziehen: was seit langer Zeit die nationalökonomische Forschung intensivst beschäftigt hat, die Entstehung von Mißverhältnissen in der Einkommensgestaltung agrarischer Kreise einerseits, industrieller und Handelskreise andererseits, bedarf nicht irgendwelcher Deutung auf Grund „innerer Erfahrung", sondern der Erklärung mit zureichenden Gründen aus nackten Tatsachen, insbesondere statistischen, also Massendaten. Das Wesen der Agrarkrisis, dieses dauernden Mißverhältnisses zwischen Nachfrage und Angebot im Bereich gewisser Märkte, derart, daß der Landwirt in eine Zange der Preisgestaltung gelangt, weil die Einnahmen aus den landwirtschaftlichen Erzeugnissen die Kosten ihrer Herstellung und sonstige Lasten nicht mehr decken, dieser Kern der pathologischen Erscheinung im volkswirtschaftlichen Leben erheischt zunächst eine Ermittlung der Ursachen, die zu diesem Auseinanderklaffen der maßgebenden Preisbewegungen führen. Und diese Ursachen sind durchaus nicht immer dieselben. Die Geschichte der Agrarkrisis lehrt, daß sowohl Änderungen in den produktionstechnischen Grundlagen der Landwirtschaft selbst, u. z. auch reine Naturtatsachen (Witterungsverhältnisse!), als auch Veränderungen außerhalb der Landwirtschaft ganz besonders in den transporttechnischen und -ökonomischen Verhältnissen, dann quantitative Veränderungen auf den Märkten wieder aus verschiedenen Gründen untersucht werden müssen, ehe man an die Aufgabe heranzutreten hat, das Handeln

[1] Vgl. hierzu die unten (S. 73 N. 1) gen. vortreffliche Untersuchung E. Carells S. 116 ff.

von Subjekten zu deuten. Gewiß bleibt diese Aufgabe dann noch oft zur Aufhellung „letzter" Gründe bestehen, aber zunächst ist einer Fülle von Zusammenhängen und Abhängigkeitsbeziehungen, die möglicherweise wirksam werden, nachzuspüren, da die akausale Deutung subjektiven Verhaltens nach innerer Erfahrung erst einsetzen kann, sobald sich das Thema solcher Deutung aus objektiven Zusammenhängen erkennen läßt.

Aber auch dieses Deuten läuft letzten Endes doch auf ein Erklären unter dem Gesichtspunkt des Kausalzusammenhanges hinaus, wie beim Naturwissenschaftler bei der Ausdeutung der Antwort, die ihm die Natur auf sein Experiment gibt.

Wir stehen freilich in den meisten Geisteswissenschaften und insonderheit auch in der Wissenschaft vom Wirtschaftsleben (wie ungenau dieser Ausdruck auch sein mag) nicht vor einer Tatsachenwelt, die durch Sinneseindrücke mit hochentwickelten Erkenntnismitteln erfaßt werden kann, sondern vor einer Welt von Erscheinungen und Handlungen, die es nicht nur in ihrem einmaligen Sein festzustellen, sondern auch in ihrem Ursprung und unablässigen Werden (auch Gestaltetwerden) und ganz besonders in ihrem Wirken zu erfassen und zu verstehen gilt. Da zu diesem Verstehen das Durchschauen von Willensgrundlagen der ganzen wirtschaftlichen Welt erforderlich ist, so sind die Erkenntnismöglichkeiten gewiß nicht mit den Grenzen des Forschungsbereiches der Sinneswerkzeuge abgeschlossen, weil unmittelbare Sinneseindrücke — wie groß auch ihre Bedeutung im Bereiche der Technik ist — in der wirtschaftswissenschaftlichen Arbeit nur sehr bruchstückweise gewonnen werden können.

Zu diesem Gebiet unmittelbarer Sinneseindrücke gehört alles, was an Beobachtung wirtschaftender Subjekte möglich ist. Nicht nur unmittelbare Umweltwahrnehmungen, wie sie z. B. sozialpolitisch veranlaßte Erhebungen mit sich bringen, unmittelbare Einblicke in Haushaltsführungen, in individuelle Lebensverhältnisse, in Betriebsführungen, technische Anlagen u. ä.; ganz wichtig sind nämlich auch die in irgendeinem Verwaltungsbereich erfolgenden exakt möglichen Registrierungen eines Geschehens, namentlich Leistungen, aber auch gewisse Wertbestimmungen, wie sie

z. B. im Bereich der Abgaben, also der Finanzverwaltung in ungeheueren Massen vorkommen.

Die dokumentarischen Festlegungen von Tatsachen, Zuständen, Beziehungen, Verhältnissen wie Vorgängen solcher Art sind für den Forscher geschichtliches Material, der Form nach nicht anders wie ein Lichtbild von irgendwelchen Strahlen oder sonstigen physikalischen Erscheinungen. Um Deutung solcher Dokumentinhalte geht es hier wie dort, in den Geistes- wie in den Naturwissenschaften [1]. Die Inhalte, um die es speziell in den Sozialwissenschaften geht, sind aber keineswegs von solcher Art, daß sie nur nach „innerer" Erfahrung gedeutet werden könnten, sondern sie sind zum ganz großen Teil durch scharfe Denkarbeit über Zeit- und Raumbeziehungen, unter Heranziehung von Erfahrungen über die Außenweltvorgänge, zu analysieren und zu erklären.

Das gilt vor allem von den Massentatsachen und ihrer statistischen Verarbeitung. Mag es sich dabei auch nur um die Gewinnung von Wahrscheinlichkeitsurteilen handeln, sie bleiben auch als solche bedeutsam genug, denn die statistische Zahl hat als empirischer Ausdruck objektive Wahrscheinlichkeit und damit jedenfalls mehr Objektivität für sich als die „innere Erfahrung" [2].

Wir sind aber weit entfernt in Abrede zu stellen, daß der Forscher auf dem Wege einer sinnvollen Deutung der wirtschaftlichen Vorgänge und Zustände zur elementaren Fragestellung gelangt, wie er wohl selbst mit seinem ganzen Komplex von Empfindungen, Eindrücken und Erfahrungen, u. z. nicht als nüchterner Beobachter, sondern als unmittelbar Beteiligter handeln, wie er entscheiden würde. Gerade auf diesem Stück des Forschungsweges,

---

[1] Vgl. hierzu Erich Becher, Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften. München 1921, S. 116 ff., und Erich Carell, Wirtschaftswissenschaft als Kulturwissenschaft. Tübingen 1931, S. 97 ff.

[2] Vgl. dazu Franz Zižek, Ursachenbegriff und Ursachenforschung in der Statistik (Allg. Stat. Arch., 17. Bd., 1928, S. 389 ff. R. v. Mises, Wahrscheinlichkeit, Statistik und Wahrheit. 2. Aufl. 1936. C. Bosse, Der statistische Ursachenbegriff und seine Kategorien. Diss. München 1942 (ungedr.).

wo es sich um Denkvorgänge handelt, die dem Bereich der inneren Erfahrung zuzuweisen sind, sind nun aber schon seit langer Zeit recht viele wirtschaftstheoretische Erkenntnisse, wirkliche und vermeintliche, haltbare und unhaltbare, aufgekommen. Wer nur einigermaßen die Mannigfaltigkeit theoretischer Ideen über Probleme der Volkswirtschaftslehre überlegt, wird zugeben, daß diese Mannigfaltigkeit gerade darauf zurückzuführen ist, daß in der Erforschung und der Deutung wichtigster Tatsachen des volkswirtschaftlichen Lebens der Subjektivismus die ganz große Rolle spielt. Es sei, um nur ein Forschungsgebiet als Paradigma zu nennen, an das Kapitel der Dogmengeschichte des Kapitalzinses erinnert. Von Senior bis zu Böhm-Bawerk, ja auch in der Zinstheorie Cassels, in allen diesen Zinserklärungen ist ein subjektivistischer Zug zu entdecken. Und in Liefmanns Lebenswerk hat man ein Beispiel dafür, daß ein ganzes theoretisches System von den Nachwirkungen subjektivsten Erlebens und eben wieder eines Deutens auf Grund „innerer Erfahrung" getragen ist, daß aber dieses System von allgemeiner Zustimmung recht weit entfernt geblieben ist.

Es ist so oft und so weitgehend einfach ein Stück eigenen Erlebens wirtschaftlicher Vorgänge, es ist das eigene Argument für eigene Haltung, für das eigene Entscheiden, was in unserer Disziplin in der wissenschaftlichen Erklärung der Erscheinungen des Alltags seinen Niederschlag findet, und es ist so oft deutlich zu durchschauen, wie der allzu nüchterne Tatbestand, weil er gar zu einfach erscheint, oder wohl auch zu elementar eigennützig, ein ethisches Mäntelchen umgehängt bekommt. Gerade die Geschichte der Zinstheorie zeigt, wie leicht in unserer Wissenschaft das nüchterne theoretische Erklären durch das Bemühen sozialethischer Rechtfertigung getrübt wird. Ja, es ist gerade der Subjektivismus in der Ausdeutung der Vorgänge des Alltags und der „Gestaltungen" in ihm, was es als Quelle jener Mannigfaltigkeit in der nationalökonomischen Theorie zu erkennen gilt, die der ganzen Wissenschaft den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit so oft eingetragen hat. Wie von der Historie gesagt wurde, die Phantasie sei ihre Mutter (Mommsen), so gilt auch für die politische Ökonomie die Wirksamkeit dieses ideolo-

gischen „Gestaltungs"-Faktors; in gewissen Problemlösungen ist sie unverkennbar.

Was ist daraus für ein Schluß zu ziehen? — Uns will es scheinen, als ob es sich zum mindesten nicht um ein „Mehr" von innerer Erfahrung bei dieser Forschungsarbeit handeln kann, sondern daß, da unsere Wissenschaft offenbar auf diesen Erkenntnisweg nicht verzichten kann, mit denkbar größtem verantwortungsbewußtem Pflichtgefühl Kontrollen gegenüber den Ergebnissen dieser eben allzu subjektivistischen Forschungsmethode angestrebt werden sollten.

Unsere Wissenschaft braucht sich dieses Subjektivismus nicht zu schämen, denn es ist ja das Schicksal der Kulturwissenschaften überhaupt mit ihrem erkenntnistheoretischen Prinzip der Sinndeutung, daß der eigene Standpunkt des Forschers gegenüber den von ihm darzustellenden oder zu erklärenden Vorgängen kaum ausgeschaltet werden kann, daß sein Weg zum Verstehen der Dinge über sein eigenes Sichhineinversetzen in das Fühlen, Denken, Wollen und Entscheiden anderer Menschen geht.

Allein es ist ja gar nicht nur der Forschungsbereich der Kulturwissenschaften, der diesem Subjektivismus unterworfen ist. Das Werden, die Entwicklung der Naturwissenschaften ist ohne subjektive Elemente nicht zu denken. Die große Stärke des empiristischen Naturwissenschafters, seine skeptische Haltung allem Nichtexperimentellen gegenüber, bedeutet negativ als Ablehnung von Hypothesen, denen momentan nicht experimentell Prüfbares zugrunde liegt, einen Hemmschuh für die Entwicklung der Wissenschaft. Aber ganz abgesehen von dem subjektiven Charakter der Hypothese: man vergesse nicht, wie weit die naturwissenschaftliche Forschungsarbeit mit subjektiven Messungen operieren muß, weil es keine praktisch verwendbaren objektiven Meßinstrumente gibt wie, um nur eines zu nennen, die für die Astrophysik so wichtige Photometrie. Eine objektive Photometrie gibt es bekanntlich nicht [1].

Das Ziel der naturwissenschaftlichen (wie jeder wissenschaftlichen) Forschung bleibt die vollständige Loslösung des physika-

[1] Rich. Pauli, Grundfragen der Photometrie. Die Naturwissenschaften. I. Jg. (1913). ders., Psychologisches Praktikum. 4. Aufl. Jena 1930.

lischen Weltbildes von der Individualität des bildenden Geistes [1], aber das Ziel ist niemals ganz zu erreichen. Wenn die Erlebnisse — so wird in der Widerlegung des Positivismus der Hauptgrund von Planck formuliert — wirklich das Absolute sind, dann doch die eigenen. Dann hätte jeder Physiker seine eigene Physik, und es ist ganz unverständlich, weshalb es überhaupt eine allgemein anerkannte Wissenschaft gibt. Ein strikt durchdachter Positivismus müsse zum Solipsismus werden und zur Leugnung der Existenz einer vom einzelnen Forscher unabhängigen, d. h. objektiven Wissenschaft führen.

Ganz Analoges ist auch von unserer Wissenschaft zu sagen: ist schon die Verankerung der Forschung auf das Sinneserlebnis mit seinem subjektiven Charakter geeignet, das Schicksal der Wissenschaft, d. h. ihr Fortschreiten gefährdet zu zeigen, so muß das von der Beschränkung einer Wissenschaft auf die innere Erfahrung und nichts als die Ausbeutung der Umweltsvorgänge auf dieser subjektivsten Grundlage erst recht gelten. Wie zurückhaltend man auch gegenüber Parallelen zwischen naturwissenschaftlichen und kulturwissenschaftlichen Erfahrungen und Entwicklungen sein muß, so läßt sich doch wohl die Auffassung vertreten, daß, wie in der physikalischen Wissenschaft der Hinweghebung der Forschung über die, wie Planck sie nennt, anthropomorphen Elemente [2] und deren Ausschaltung beim Erforschen der „nicht direkt wahrnehmbaren vierdimensionalen Raum-Zeit-Welt" dem Nebeneinander zweier verschiedener Forschungsbereiche entspricht, so auch in der Nationalökonomie das N e b e n e i n a n d e r einerseits einer subjektivistischen Forschungsweise für die individualistische Dynamik der gesellschaftlichen Wirtschaft, anderseits der auch hier in dem Bereich der Wahrscheinlichkeitsgesetzmäßigkeiten (statistische Beobachtung für die Massenerscheinungen) arbeitenden objektivistischen Forschung [3].

[1] M. P l a n c k, Physikalische Rundblicke, S. 33 f.

[2] Nämlich die durch die menschlichen Sinnesorgane und die sie verschärfenden Meßgeräte in den Bereich physikalischer Forschung hineingetragenen Elemente.

[3] Und dieses Nebeneinander ist nicht weniger gerechtfertigt und geboten wie das Sichergänzen der historischen Forschung und der psychologisch orientierten Grenznutzentheorie und anderer auf die individualistischen Wurzeln des sozialen Geschehens gerichteter Theorien.

3. Zum Stand der naturwissenschaftlichen Kausalitätsformen

Es überrascht, wenn einerseits die Wissenschaft von der Wirtschaft als eine Wissenschaft vom Leben gekennzeichnet wird, und gleichzeitig ihr anderseits das Recht zur Anwendung naturwissenschaftlicher Methoden und Denkformen abgestritten wird. Als ob die Naturwissenschaften es nur mit der leblosen Natur zu tun hätten und als ob nicht auch Biologie ihrem Wesen nach eine Naturwissenschaft wäre! Eine solche Scheidung ist nach der Entwicklung der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse aber um so bedenklicher geworden, als sogar außerhalb des Ordnungsgebietes der Physik die theoretische Erkenntnis bei einer „Entmaterialisierung der Materie" angelangt ist, womit man hier „aus der Sackgasse voreiliger materialistischer Kurzschlüsse" herausgekommen ist. Dadurch, daß auf dem langen Wege, den das physikalische Denken gegangen ist, die völlige Abkehr vom nur materialistischen Denken erreicht worden ist, ist auch das Verhältnis zwischen Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften nicht mehr so zu sehen, wie das vor einem Menschenalter der Fall sein konnte. Angesichts der in dieser Hinsicht zu beachtenden Wandlungen erkenntnistheoretischer Natur gerade in der Physik, Wandlungen, die sich — wie verpönt es auch klingen mag — als Fortschritt im Denken darstellen, ist das hartnäckige Beharren bei der Verwerfung des Kausalitätsprinzips, weil es „das" Erkenntnisprinzip der Naturwissenschaften sei, völlig unverständlich geworden.

Soweit Wissenschaft biologisch praktischen Bedürfnissen entsprungen ist und noch jetzt der Erhaltung des Lebens und der Beherrschung der Natur dient, gilt auch für die Wirtschaftswissenschaft, daß auch in ihr aus dieser praktischen Tendenz alles Erkennen zu verstehen und zu regeln ist. Diesem erkenntnistheoretischen Biologismus ist also selbstverständlich auch der ganze Komplex der verschiedenen Sozial- und Wirtschaftswissenschaften unterworfen, und es ist wirklich ganz und gar nicht notwendig gewesen, daß man es in neuester Zeit wie eine Entdeckung betont hat: Wirtschaft sei Leben und nicht starre Form. Falsch aber ist

der Schluß: daher schon dürfe die Forschung über Gesellschaft und Wirtschaft nicht mit der Logik arbeiten, die für die Erforschung der unorganischen Natur entwickelt worden sei. Vor allem sei danach jede zumeist statische Gesetzesformulierung für wirtschaftswissenschaftliche Erkenntnis zu perhorreszieren. Allein auch dort, wo die Sozialwirtschaftstheorie mit der „Annahme" statischer Verhältnisse arbeitet, ist der Charakter des Vitalen den Wirtschaftsvorgängen um dessentwillen keineswegs abzusprechen. Muß doch auch im Bereich des Biologischen mit statischen, d. h. der Annahme nach keinen Veränderungen unterworfenen Verhältnissen in der Beobachtung gewisser Kräfte gearbeitet werden, was nicht mehr und nicht weniger ist als die Folge der Arbeitshypothese [1].

Wenn nun aber der biologische Charakter der Wirtschaftsvorgänge und -zustände und demzufolge der biologische Charakter eben der Wirtschaftswissenschaften feststeht: folgt daraus nicht notwendig die Ablehnung aller Kausalität für diesen Forschungsbereich? Haben danach nicht also die „Allerjüngsten" recht, wenn sie alle Kausalitätsforschung für die Sozialwirtschaften verurteilen?

Wir glauben diese Frage bestimmt verneinen zu dürfen. Mit der Erfassung der Sozialwirtschaft als einem dem Leben zuzuordnenden Seinsbereich ist durchaus noch nicht jede Kausalität als unanwendbar erwiesen. Vielmehr stellt sich die Ablehnung der Kausalität mit der Begründung des Unterschiedes von Geistes- und Naturwissenschaften nach dem heutigen Stand des Wissens als eine ganz unhaltbare These dar, einmal, weil es oberflächlich ist, die Naturwissenschaften erkenntnistheoretisch als eine Einheit anzusehen, da in den verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaft auch verschiedene Arten von Kausalität zu beobachten sind, ganz abgesehen davon, daß für die Biologie als Naturwissenschaft eine schon eingehend erörterte Kausalität besonderer Art gilt.

Zweitens ist die These unhaltbar, weil sie auch von den

[1] M. Planck, Dynamische und statistische Gesetzmäßigkeit (Physikalische Rundblicke. Gesammelte Reden) 1922, und Neue Bahnen der physikalischen Erkenntnis. Ebenda, S. 67 ff.

Wandlungen im Bereiche der sogenannten naturwissenschaftlichen Kausalität keinerlei Akt genommen hat.

Folgen wir in der logischen Kennzeichnung der Biologie zunächst der sorgfältigen Untersuchung Christmanns, so ist folgendes von Belang: der lebende Körper ist wohl mechanischen, physikalischen und chemischen lebensgesetzmäßigen Zusammenhängen unterworfen, aber außerdem durch besondere spezifisch biologische Kausalbeziehungen an die übrige tote und lebende Natur geknüpft, derart, daß ein Zusammenhang sowohl mit der früheren als mit der nachfolgenden Welt besteht. Damit stehe der lebende Körper in einem allseitigen Kausalzusammenhang, und dieser könne als der hervorstechendste Zug der logischen Struktur der biologischen Begriffe gelten und bedinge für sich schon die Selbständigkeit und Eigenart der Biologie unter den Naturwissenschaften. Wohl kann sie noch isolierend verfahren, aber im Hinblick auf das Wesen ihres Objektes, des Organismus, der als Träger des Lebens zu erkennen ist, sei die Isolierungsmöglichkeit gering, denn sie kann ihre Teilobjekte nicht aus dem allseitigen Zusammenhang lösen, ohne sie als lebende Körper zu zerstören.

Außer diesem gegenüber der leblosen Natur extensiven Zusammenhangs-Tatbestand ist der biologische Kausalzusammenhang auch sehr eng, intensiv, er ist wechselseitig.

Fritz Christmann [1] unterscheidet im Anschluß an Schopenhauer drei anorganische Kausalitätsformen, die er unter dem Gesichtspunkt, daß sie immer mehr von dem in der Wirklichkeit gegebenen Besonderen in ihren Begriff aufnehmen, dafür aber an Allgemeinheit ihrer Geltung abnehmen, in folgende Reihe bringt: mechanische, physikalische, chemische Kausalität, und in diese Reihe gliedert er die biologische Kausalität ein, indem er sie sich an die chemische Kausalität anschließen läßt. Diese Reihe ist so zu verstehen, daß der Geltungsbereich der vorgehenden Kausalitätsform immer das Gebiet aller folgenden „übergreift". Damit gilt es aber auch, die Frage zu stellen und zu beantworten: was in der Biologie den anorganischen Kausalitätsformen Grenzen

[1] Fritz Christmann, Biologische Kausalität. Heidelberger Abhandl. z. Philosophie und ihrer Geschichte (16). Tübingen 1928.

setzt, oder anders formuliert: was ist in der lebenden Natur mechanisch, physikalisch, chemisch nicht zu begreifen. Für die Behandlung dieser Frage ist die Biologie als Wissenschaft, wie sie tatsächlich mit ihrem Begriffsapparat gegeben ist, vorausgesetzt. Sie ist eben die besondere Wissenschaft, die entstanden ist, um das mechanisch, physikalisch, chemisch nicht Faßbare zu begreifen. Zu diesem Ende hat sie ihren Begriffsapparat ausgebildet, in dem daher auch das Eigenartige der Biologie zu erkennen ist. Biologie ist die Wissenschaft vom Leben und dieses ist mannigfaltig, ja die Lebensintensität wächst mit zunehmender Mannigfaltigkeit, daher kann die Biologie nicht etwa von dieser Mannigfaltigkeit „absehen", ohne das Leben damit zu zerstören. „Daher kann sie aber auch nicht weitgehend wie die anorganischen Naturwissenschaften von den in der Wirklichkeit gegebenen spezifischen Unterschieden abstrahieren, sondern nur in wesentlich geringerem Ausmaße." Dem Ziele der Biologie widerstreite es, gleichzumachen. So gelten denn auch in der Biologie zwar wohl die Formen der anorganischen Kausalität, aber das spezifisch Biologische gehe in den Begriff der anorganischen Kausalität nicht ein, daher könne es auch in der Biologie Gesetze von großer Allgemeinheit u n d hoher Gewißheit nicht geben.

Nach Schopenhauer beruht geradezu der wahre und wesentliche Unterschied zwischen anorganischen Körpern, Pflanzen und Tier auf der Verschiedenheit der Kausalität in drei Formen: 1. Ursache im engsten Sinn, 2. Reiz, 3. Motiv. Die Ursache im engsten Sinn ist jene, vermöge welcher alle mechanischen, physikalischen und chemischen Veränderungen der Erfahrungsgegenstände eintreten. Die zweite Form der Kausalität, der R e i z , beherrscht das organische Leben als solches. Während bei der anorganischen Kausalität Wirkung und Gegenwirkung einander gleich sind, fehlt beim Reiz diese Gleichheit, und keineswegs folgt die Intensität der Wirkung durch alle Grade der Intensität der Ursache. Im Unterschied zum mechanischen Kausalitätsprinzip: Causa aequat effectus kann im Bereich des Reizes durch Verstärkung der Ursache nicht nur nicht proportionale Erhöhung der Wirkung eintreten, sondern Wirkung kann sogar in ihr Gegenteil umschlagen.

So herrschte denn seit Schopenhauer die Auffassung, daß in der

Biologie zwischen Ursache und Wirkung eine Disproportionalität besteht im Gegensatz zur ausgesprochenen Proportionalität in der physikalischen Welt. Danach gilt für den Bereich der Biologie als charakteristisch: 1. daß eine geringe Ursache eine große Wirkung herbeiführt, daß ferner einer kontinuierlichen Änderung der Ursache keine solche Änderung der Wirkung entspricht, 2. daß ein und derselbe Reiz auf verschiedene Organismen, ja auf denselben Organismus, ausgeübt zu verschiedenen Zeiten, ganz verschiedene Wirkungen haben kann, und daß verschiedene Reize bei demselben Organismus die gleichen Wirkungen hervorrufen können.

Nach den ganz ungeheuren Erkenntnis-Fortschritten, die seit der letzten Jahrhundertwende namentlich in der theoretischen Physik die Forschung errungen hat, kann jedoch diese Auffassung keineswegs mehr als dem Stande der Wissenschaften, die da beteiligt sind, völlig entsprechend angesehen werden.

Die Unterscheidung verschiedener Kausalitäten ist gewiß graduell noch aufrechtzuerhalten, aber je mehr die Entwicklung der mikrophysikalischen Auffassung des Weltbildes zur Entmaterialisierung des Atombegriffes geführt hat, um so weniger erweisen sich die scharfen Trennungsstriche in der Erkenntnistheorie als gerechtfertigt. Man kann ganz darüber hinweggehen, daß sich zu dieser Wandlung des naturwissenschaftlichen Denkens nun auch noch die Wandlung der Auffassung über die Gene des Seelischen gesellt hat [1]. Aber wie dem immer sei: die absolute Gegenüberstellung von Natur- und Geisteswissenschaften für alle Fragen der Forschungswege kann ganz gewiß heute nicht mehr als so weitgehend gerechtfertigt wie bisher behauptet werden.

Es ist schon die Unterscheidung der Kausalitätsformen mit Berücksichtigung der erkenntnistheoretischen Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Zweigen der Naturwissenschaften, so wie

[1] Mögen die Forschungsergebnisse Monakows auch umstritten sein, so eröffnen sie doch eine Perspektive in der Richtung einer biologischen Auffassung des Seelischen, die einen Werdeprozeß anzunehmen rechtfertigen würde, mit dem die Anschauung bekräftigt würde, daß „die Schöpfung noch weitergeht". (Monakow, Die Lokalisation im Großhirn und der Abbau der Funktion durch hortikale Herde. 1910.)

Schopenhauer und Christmann sie dargestellt haben, nicht mehr aufrechtzuerhalten, da man insbesondere nach dem heutigen Stand der theoretischen Physik die bisherige Trennung von Physik und Chemie, also auch die von mechanischer, physikalischer und chemischer Kausalität nicht mehr behaupten kann. Es ist aber auch die Unterscheidung physikalisch-chemischer Kausalität einerseits, von der biologischen anderseits erschüttert. Dafür ist u. a. auf die „Wirkung des unendlich Kleinen" hinzuweisen, des wichtigen Inhaltes, daß auch im Anorganischen unendlich kleine Zusätze zu einer Substanz deren physikalische Qualitäten total verändern können. Mit diesem für den Bereich des Anorganischen geltenden Prinzip, zu dem sich, es steigernd, die Erscheinung der Selbstverstärkung[1] gesellt, ist die oben erst erwähnte Besonderheit der biologischen Kausalität nicht mehr ein zutreffendes durchgreifendes Unterscheidungsmerkmal zwischen der „sogenannten" naturwissenschaftlichen und der biologischen Kausalität.

Mit einem verschwindend „Kleinen" hat man es auch bei der Entstehung einer Lawine zu tun. Wenn sich eine Schneemasse angesammelt hat, die nach den Umständen die Eignung hat, als Lawine abzugehen, so genügt die Berührung durch einen Ski, um das Ereignis herbeizuführen, dessen Ursache dimensional in gar keinem Verhältnis zur Wirkung steht. Es ist aber ein ähnliches Verhältnis, das auch wie das Zustandekommen einer Lawine den Eindruck eines Zufalles auszulösen geeignet ist, wenn bei einer Strahlung eine in die Milliarden gehende Masse von Korpuskeln auf einen Gegenstand trifft, ohne eine Änderung herbeizuführen, bis ein Korpuskel auf ein während der ganzen Strahlung nicht getroffenes Flächenstück auftrifft und nunmehr eine ganz neue Wirkung der Strahlung einsetzt. Die Parallele zu Vorgängen im Gesellschaftsleben ist gegeben, wenn man sich vergegenwärtigt, in wie langer Zeit sich eine Revolution vorbereitet und welche kleinste letzte Veränderung den letzten Anstoß zu ihrem wirklichen Ausbruch gibt. Es ist dann auch hier im Geiste naturwissenschaft-

[1] Eine proportional kleine Energiemenge kann einen Vorgang so beeinflussen, daß der in eine neue Richtung gedrängte Prozeß sich selbst so verstärkt, daß ein anderer Vorgang an die Stelle tritt.

licher Kausalität nur zu sagen: diese letzte Veränderung hat die Auslösungsenergie für die Entlastung von Spannungen gegeben. Je nach dem Ereignis, dessen Erklärung in Frage steht, können solche Spannungen Jahre, Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende (geologische Ereignisse) zurück zu verfolgen sein. Hier wie dort erscheint das letzte Kausalelement als Zufall.

Es sei auch die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, daß sich in jener naturwissenschaftlichen Disziplin, deren Beobachtungsobjekte sich besonders stark individualistisch erweisen, in der Meteorologie, eine Ideenrichtung in der Erklärung der Erscheinungen entwickelt hat, die sich in Gegensatz zu der Auffassung der Wissenschaftsklassiker setzt, die nur von mathematisch aufgebauten Systemen ausgehen wollen und glauben, daß das zukünftige Geschehen aus der Augenblickslage exakt berechenbar sein müsse. Diese neuere Richtung will Überlegungskomplexe einschalten, die man im organischen Leben braucht, wo alles makrophysikalisch begründet ist, aber doch auch im Mikrophysikalischen seine Bestätigung findet.

Ferner ist aber auch grundsätzlich für das Verhältnis von Natur- und Geisteswissenschaften von Bedeutung, daß, wie auch das Lawinen-Beispiel erkennen läßt, selbst in der anorganischen Natur eine Ursache keineswegs stets die gleiche Wirkung haben muß. Ja, es kommt hinzu, daß die Änderung der Zeitdimension eines Geschehens bei ganz gewaltiger Verkürzung der Zeit, in der ein Vorgang sich abspielt, solche Veränderungen in den Voraussetzungen des Ablaufes bewirken kann, daß völlig neuartige Wirkungen auftreten (Wasserbomben). Auf demselben Blatt steht es, daß auch die Verkleinerung des Zwischenraumes zwischen elektrisch entgegengesetzt geladenen Massen unter ein gewisses Ausmaß statt zur Anziehung zur Abstoßung der Massen voneinander, also zur entgegengesetzten Wirkung als der „normalen" (makrophysikalischen) führen kann.

Die Nähe der Sozialwissenschaft zur Biologie ergibt sich besonders aus der Rolle des Reizes innerhalb der Kausalzusammenhänge. Auch in der Sozialwirtschaft besteht das Reagieren des „Organismus" auf Reiz, und zwar, wie schon angedeutet (S. 80f.),

derart, daß dieses Reagieren nicht nur von Individuum zu Individuum, sondern sogar bei einem und demselben Individuum nicht gleich oder konstant zu beobachten ist, also eine solche Mannigfaltigkeit im Erfolg eines Reizes, daß das Verhältnis von Ursache und Wirkung nicht durch eine einfache Gesetzmäßigkeit näher bestimmt werden kann. Allgemein gilt biologisch etwa: der lebende Körper reagiert zumeist so, oder die Wirkung ist so, daß dadurch der allseitige Lebenszusammenhang nicht gestört, sondern gewahrt oder sogar gefördert wird [1].

Von diesem aus dem Wesen der biologischen Begriffsbildung folgenden eigenartigen Ursachen-Wirkungsverhältnisse ausgehend gelangt die empirische Biologie zur Frage nach dem Zweck irgendeines Geschehens: wie fördert es den Lebenszusammenhang? So wird die Zweckmäßigkeit zur methodologischen Erkenntnisform und die biologische Kausalität wird zur Zweckmäßigkeits- oder teleologischen Kausalität.

Unter diesen Voraussetzungen sind die tatsächlichen spezifischen Lebensformen Anpassungsergebnisse, und soweit diese Anpassungsvorgänge wieder als biologische Zweckmäßigkeit zu erfassen sind, erscheint also das methodologische Erkenntnisprinzip „Zweckmäßigkeit" schlechthin als Element biologischer Kausalität. Anpassung und Angepaßtheit dienen als biologische Begriffe dazu, ein Ursache-Wirkungsverhältnis näher zu bestimmen, einen gegebenen Kausalzusammenhang tatsächlich begreiflich zu machen. Aber auch für diese Anpassungsvorgänge gilt, daß sie als Gesetzmäßigkeit mit nur statistischer Wahrscheinlichkeit zu verstehen sind.

Stoffwechsel, Anpassung, Vererbung, Reagieren auf Reize u. a. m., das alles sind die spezifisch biologischen Vorgänge im organischen Leben, die selbst Kausalformen sind und in der mannigfaltigen Reihe von Kausalformen von der mechanischen bis zu jener für uns zunächst letzten Kausalform führen, die wir im engsten Zusammenhang mit dem Willen vernünftiger Lebewesen zu Wirkungen gelangen sehen. Aber alle diese Kausalformen setzen die Kategorie der Kausalität voraus, mit

[1] Christmann, a. a. O., S. 84 f. Die Reizbarkeit (Reaktionsfähigkeit) pflegt als wesentliches Lebensmerkmal bezeichnet zu werden.

einem Wort: Kausalität ist zu bejahen auch in der Biologie. Der Satz: „Anpassungen an die äußeren Bedingungen, an das umgebende Medium sind die spezifischen Lebensformen" besagt, daß ursächliche Beziehungen zwischen den äußeren Bedingungen und den Lebensformen bestehen. Damit ist aber eben nicht gesagt, daß nur die äußeren Bedingungen Ursachen sind, auch innere Faktoren sind wirksam. Und deshalb schon hat dieses Ursache-Wirkungsverhältnis der Anpassung mit Gesetzmäßigkeit nichts zu tun. Die inneren Faktoren sind mindestens variierend wirkende Voraussetzungen.

Eben das gilt auch für die Sozialwissenschaften als Wissenschaften vom Leben, u. z. um so mehr als zu den biologischen Kausalitätsformen, zunächst als mögliche, bestimmt das Element des Willens tritt. Denn Wirtschaften ist eine besondere Kategorie des Wollens.

4. Die Wandlung im Begriff Naturgesetz

Nicht weniger wichtig ist jene Fülle von Erscheinungen, die seit der Erschließung der eigenartigen Vorgänge innerhalb einer großen Menge von Gasatomen durch L. Boltzmann die Forschung vorwärts getrieben und Anlaß zur Revision der Kausalitätsgrundsätze gegeben haben [1]. Die naturphilosophische Frage, woher es komme, daß in der Natur Beziehungen zwischen den in Raum und Zeit auftretenden Erscheinungen immer gleichbleiben, ist seitdem nicht mehr berechtigt, denn sie bleiben tatsächlich nicht gleich. Es steht heute im Sinne von Kants Kritik der reinen Vernunft fest, daß wir Menschen die Ordnung in die Natur hineintragen und daß nicht nur die gerade erkenntnistheoretisch so interessante Meteorologie, sondern ebenso die Geologie, Mineralogie (Exner), ja sogar die ganze moderne Physik um das Problem des Zufalls in der Kausalforschung nicht herumkommt. So formulierte Planck in seiner Universitätsrede 1914: Auch die exakteste der Naturwissenschaften, die Physik, ist sehr häufig veranlaßt, mit Vor-

[1] P. Jordan, Die Physik des 20. Jahrhunderts. S. 50 ff.

gängen zu operieren, die unbedenklich als zufällig bezeichnet werden können [1].

Die Überzeugung von der Geltung der strengen Kausalität im Sinne des causa aequat effectus für die Naturwissenschaften, auch nur für die mechanischen oder physikalischen Kausalitätsformen — ich wiederhole, daß auch diese Unterscheidung heute nicht mehr aufrechtzuerhalten ist — ist erschüttert, ja die absolute Kausalität ist nur noch makropysikalisch, aber nicht mehr universal für die physikalische Welt das Erkenntnisprinzip. Mikrophysikalisch und biologisch, aber auch geophysikalisch ist die statistische Gesetzmäßigkeit an die Stelle des allgemein zwingenden Naturgesetzes getreten. So stellt sich der Unterschied zwischen Geistes- und Naturwissenschaften nur noch als graduelle Abstufung in der Möglichkeit einer Allgemeingültigkeit oder Gesetzmäßigkeit im Ablauf des Geschehens dar. Naturgesetze als begrifflich formulierte Notwendigkeitsrelationen haben in der Mikrophysik keine Stätte. Für diese Physik hat Fr. Exner das Naturgesetz und in Übereinstimmung damit das Kausalitätsprinzip entsprechend dem bloßen Wahrscheinlichkeitscharakter gefaßt [2].

Hält man an der bisher entwickelten Anschauung fest, daß Naturgesetz nichts anderes ist als der Ausdruck für das wahrscheinlichst durchschnittliche Resultat zahlreicher mikroskopischer Vorgänge, dann muß uns auch das Kausalitätsprinzip in einem ganz anderen Lichte erscheinen. Nirgends können wir danach eine absolute Kausalität erwarten, weder im einzelnen Vorgang noch im Durchschnitt. Auch im letzteren Fall wird dem Resultat wohl eine gewisse Wahrscheinlichkeit zukommen, eine um so höhere, aus je mehr Einzelereignissen es sich ableitet. Vor allem aber können wir eine Kausalität, auch eine bedingte, in unserem Sinne nur bei makrokosmischen Vorgängen erwarten.

Exner faßt die wichtigen Schlußfolgerungen in folgendem zusammen: ob Ereignisse als zufällig (im Sinn der Glücksspiele) zu betrachten sind, das

[1] Max Planck, Physikalische Rundblicke. Gesammelte Reden und Aufsätze 1922, S. 85.

[2] Franz Exner, Vorlesungen über die physikalischen Grundlagen der Naturwissenschaften. Wien 1919. Insbes. 93. u. folg. Vorlesungen.

können wir immer nur bei einer Vielheit gleichartiger Vorgänge entscheiden . . ., niemals aber bei dem einzelnen Ereignis . . . Im Bereich der Physik finden wir Gesetze zur Genüge, von denen wir sagen können, daß sie praktisch als exakt gelten. In anderen Disziplinen aber begegnen wir höchstens Gesetzmäßigkeiten, wie in der Meteorologie oder in den beschreibenden Naturwissenschaften, ohne daß . . . bei den letzteren das Lebendige eine Rolle spielte. Daß dem nicht so ist, geht schon aus dem Umstand hervor, daß in dieser Hinsicht die Mineralogie gegen Botanik und Zoologie nichts voraus hat, sind doch selbst die Gesetze der Krystallbildung, wie z. B. die Konstanz der Krystallwinkel nur annäherungsweise erfüllt. Wenn die Physik den anderen Naturwissenschaften gegenüber eine ganz eigentümliche Stellung einnehme, so erkläre sich das aus der verschiedenen Art der Objekte. Alles Wissen von der Außenwelt unterscheide sich, wenn wir es in Regeln fassen wollen, durch den verschiedenen Grad der Wahrscheinlichkeit, der diesen Regeln zukommt.

Nimmt dieser praktisch den mathematischen Wert 1 an, dann sprechen wir von einem Naturgesetz. Aber dieser Grad der Wahrscheinlichkeit hängt von der Natur des Objektes ab. Er kann ein hoher, ja an die Gewißheit grenzender werden bei makrokosmischen Vorgängen, denen, wie in der Physik, eine sehr große Zahl von Einzelereignissen zugrunde liegt. Er kann auf Null herabsinken, beim einzelnen mikrokosmischen Ereignis und kann endlich alle Zwischenstufen einnehmen, wie bei Objekten, welche eine Vielheit aus einer relativ geringen Zahl von Einzelfällen bilden.

Schrödinger[1] wirft die Frage auf: woher stammt der allgemein verbreitete Glaube an die absolute kausale Determiniertheit des molekularen Geschehens und die Überzeugung von der Undenkbarkeit des Gegenteils? — einfach aus der von Jahrtausenden ererbten Gewohnheit kausal zu denken, die uns ein undeterminiertes Geschehen, einen absoluten primären Zufall als einen vollkommenen Nonsens, als logisch unsinnig erscheinen läßt. Woher stammt diese Denkgewohnheit? Aus der jahrhunderte-, jahrtausendelangen Beobachtung gerade derjenigen natürlichen Gesetzmäßigkeiten, von denen wir heute mit Sicherheit wissen, daß sie nicht — jedenfalls nicht unmittelbar — kausale, sondern unmittelbar statistische Gesetzmäßigkeiten sind. Damit ist aber jener Denkgewohnheit der rationelle Boden entzogen. Für die Praxis werden wir sie zwar unbedenklich beibehalten, weil sie ja im Erfolg das Richtige trifft, uns aber von ihr zwingen lassen, hinter den beobachteten absolut kausale Gesetze mit Notwendigkeit zu postulieren, wäre ein ganz offenbar fehlerhafter Zirkelschluß. Schrödinger hat damit in noch schrofferer Formulierung den Gedanken aufgenommen, den Exner ausgesprochen hat, der da sagt: es ist wohl möglich, daß die Naturgesetze samt und sonders statistischen Charakter haben. Das hinter dem statistischen Gesetz heute noch allgemein mit Selbstverständlichkeit postulierte absolute Natur-

[1] E. Schrödinger, Was ist ein Naturgesetz? (Die Naturwissenschaften, 17. Jg. 1929, S. 9 ff.)

gesetz gehe über die Erfahrung hinaus. Eine derartige doppelte Begründung der Gesetzmäßigkeit in der Natur sei an sich unwahrscheinlich. Die Beweislast obliege den Verfechtern, nicht den Zweiflern an der absoluten Kausalität.

Schrödinger geht besonders weit, indem er sagt, die physikalische Forschung habe in den letzten 4 bis 5 Jahrzehnten klar bewiesen, daß zum mindesten für die erdrückende Mehrzahl der Erscheinungsabläufe, deren Regelmäßigkeit und Beständigkeit zur Aufstellung des Postulates der allgemeinen Kausalität geführt hat, die gemeinsame Wurzel der beobachteten strengen Gesetzmäßigkeit — der Z u f a l l sei. Es ist gegenüber den Milliarden Atomen und Molekülen, die bei einer physikalischen Erscheinung mitwirken, freilich nur bei einer relativ kleinen, aber doch einer immerhin absolut sehr großen Zahl von Fällen ganz verschiedener Art gelungen, die beobachtete Gesetzmäßigkeit voll und restlos aus der ungeheuer großen Zahl der zusammenwirkenden molekularen Einzelprozesse zu erklären. Der einzelne Prozeß mag seine eigene strenge Gesetzmäßigkeit besitzen oder nicht besitzen, in die beobachtete Gesetzmäßigkeit der Massenerscheinung braucht jene nicht eingehend gedacht zu werden, sie wird in den u n s a l l e i n z u g ä n g l i c h e n M i t t e l w e r t e n über Millionen von einzelnen Prozessen vollständig verwischt. Diese Mittelwerte zeigen i h r e e i g e n e r e i n s t a t i s t i s c h e G e s e t z m ä ß i g k e i t, die auch dann vorhanden wäre, wenn der Verlauf jedes einzelnen molekularen Prozesses durch Würfeln, Ziehen aus einer Urne usw. entschieden würde.

So war denn für das Denken, Forschen und Erkennen entscheidend, daß das Denken im Makrokosmischen begonnen hat, in dem das Gesetz letzte Weisheit des Erkennens war. Würde die Forschung ihren Ausgang vom Mikrokosmischen genommen haben, so wäre man ebenso überrascht worden sein, als man eines Tages entdeckt haben würde, daß in den Massen Gesetzmäßigkeit herrscht, wie man heute der Unhaltbarkeit zwingender Kausalgesetze in der mikrosphysikalischen Welt überrascht gegenübersteht.

Noch einmal möchten wir an die Denkweise erinnern, die in der Physik von den Vorkämpfern für die mikrophysikalische Forschung angewendet wird, wenn vom Atombilde Demokrits gesagt wird, es bleibe nur ein Gerüst, aber eben doch ein Gerüst, von dem sich auch die Relativitäts- und Quantentheoretiker gedanklich nicht losgelöst haben, obgleich die Problemstellung im Gegensatz zu dem altgriechischen naturwissenschaftlichen Denken nicht mehr auf die Frage nach dem Wesen der Materie, auf dieses von D u b o i s - R e y m o n d unter die 12 Welträtsel eingereihte Problem, nicht mehr darauf eingestellt ist, immer noch ein „Letztes", ein hinter der Erscheinungswelt liegendes, „wahres Wesen der Dinge" zu erkennen und zu enthüllen, sondern auf

die Entwicklung eines Gedankensystems gerichtet ist zur Beherrschung der Erscheinungswelt [1].

Jordan vergleicht das durch die Quantentheorie jeder anschaulich greifbaren Qualität entkleidete Atom als Formelgerüst dem geographischen Gradnetz der Erde und charakterisiert es als Hilfsbegriff zur Ordnung experimenteller Tatsachen. „Vom wirklich modernen Standpunkt aus muß man die ältere Atomvorstellung als ebensosehr widerlegt wie bestätigt ansehen, da die korpuskulare Vorstellung nur die eine Seite der Sache erfaßt unter Vernachlässigung der komplementären anderen Seite." Es sei ausdrücklich hervorgehoben: Ungeachtet der Wesensverschiedenheit der neuen Forschungsweise also nichts weniger als eine Verwerfung der älteren, der makrophysikalischen Erkenntnisse, wenngleich das Verstehen der Experimente über die Mikroerscheinungen mit den Begriffen der Makrophysik „nicht ohne Opfer" zu erreichen ist [2].

Wir älteren Nationalökonomen, die wir noch das geistige Ringen zwischen der historischen Schule und den Grenznutzentheoretikern und ebenso den Kampf der Freihändler gegen die Schutzzöllner und ähnliche Gegensätze miterlebt haben und aus dem Verlauf der Auseinandersetzungen sowohl als aus dem Miterleben der tatsächlichen Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens im Laufe eines halben Jahrhunderts erkennen lernen mußten, daß auch die wirtschaftlichen Dinge nicht bloß von einer Seite her gesehen werden dürfen, wir sind nicht so radikal eingestellt, daß wir nicht zugeben wollten, man könne der Erfahrungswelt der Wirtschaft auch mit einer „reiferen Nationalökonomie" neue Seiten abgewinnen, d. h. mit einer Nationalökonomie, die an ihr Forschungsobjekt auf der Grundlage systematischer methodologischer Kritik an dem überkommenen Wissen herantritt.

Das Ergebnis dieser Feststellungen über die Wandlungen in den Erkenntnisgrundsätzen der Naturwissenschaften ist insoweit negativ, als das Prinzip causa aequat effectus nur noch für die makrophysikalische Erscheinungswelt gilt, während für die Mikrophysik

[1] Jordan, a. a. O. S. 123.

[2] E. Zimmer, a. unten (S. 91) a. O. S. 107.

nur eine Wahrscheinlichkeits-Kausalität besteht, deren Gesetzmäßigkeiten statistischen Charakter haben.

Dieser gegenüber den Kausalitätsgegnern in der Nationalökonomie negative Tatbestand bedeutet aber erkenntnistheoretisch die Annäherung zwischen den Naturwissenschaften und jenen Geisteswissenschaften, die auch mit Massenerscheinung und Abhängigkeitsbeziehungen in diesen zu tun haben, sofern auch für sie Wahrscheinlichkeitsgesetzmäßigkeiten bestehen mit statistischem Charakter.

5. Kausales Erklären eine Aufgabe der Nationalökonomie

Mit dem uralten Satz vere scire est per causas scire ist das Kausalitätsbedürfnis ausgedrückt, das schon im werdenden Menschenkinde deutlich genug sich äußert. Wirklich echte Wissenschaftlichkeit begnügt sich mit dieser Rechtfertigung aller Art Forschung in was immer für Bereichen des Lebens, obgleich sich jeder Wissenschaftsdurstige bei einiger Ehrlichkeit darüber klar ist, daß die letzte Triebfeder die Befestigung eines metaphysischen Bedürfnisses ist. Wer aber sein Wissen von der Wirtschaft durch ein Erkennen der Ursachen des Seienden zu fundamentieren strebt, der nur kann auch im Dienste des praktischen Handelns wirken, und je breiter die Basis begründeten Wissens wird, um so mehr wird mit Verläßlichkeit für das Handeln richtiges Entschließen zur Wirklichkeit.

So dient also die Ursachenforschung auch in der Nationalökonomie dem Handeln im großen und ganzen.

Und doch müßte man einen ganz großen Teil der Philosophie und des ihr nahestehenden Denkens verleugnen, wenn restlos alles Denken im ganzen und im einzelnen nur unmittelbar dem Handeln dienen sollte. Anschließend an die Leistungen von Heinrich Hertz in der experimentellen Sicherstellung der elektromagnetischen Wellen und ihre radiotechnische Auswertung sagt Zimmer: diese ganze Technik ist eine große Leistung für sich, aber die ganze Technik und alle Praktiker müßten verhun-

gern, wenn es nicht immer wieder Menschen gäbe, die rein wissenschaftlich, ohne praktische Ziele ihre Arbeit betrieben [1]. Und wie die Naturwissenschaft, so erweist sich auch die Sozialwissenschaft, sofern sie mit ihrer Forschungsarbeit weiter ausholend nicht gerade nur das Tagesinteresse unmittelbar zum Ziel ihrer Arbeit macht — was ohne weiteres zugegeben werden muß — damit nur eben idealistischer, nicht so sehr von Utilitarität und Opportunismus beherrscht, nicht so „chrematistisch", wie ihr das so vielfach zum Vorwurf gemacht worden ist.

Aber die Nationalökonomie kann nicht wie die physikalische Forschung sich eine philosophische Einstellung gestatten, die den Verzicht auf das Erklären der Erscheinungen bedeutet. Der Standpunkt des physikalischen Positivismus, daß die Physik nur die in der Natur vor sich gehenden Vorgänge zu beschreiben (Kirchhoff, Mach) und durch neue Experimente neu Erfahrungen zu machen habe (Jordan [2]), ist der Nationalökonomie eben als Wissenschaft vom Leben versagt, denn auch ihre theoretische Arbeit hat das Wichtigste für die praktischen Probleme gerade mit der Kausalforschung zu leisten. Um so weniger aber vermögen wir nun wirklich zu entdecken, welche für die Lösung der Probleme des Wirtschaftslebens neuen wirtschaftswissenschaftlichen grundsätzlichen Erkenntnisse mit dem Verzicht auf kausale Untersuchungen zu gewinnen sind. Denn nicht um das Eingreifen des Staates, um das Lenken der Wirtschaft durch den Staat, um Recht oder Zweckmäßigkeit des Eingreifens von Gesetzgebung und Verwaltung in die Wirtschaft handelt es sich etwa jetzt erst. Dieses politische Gestaltungsrecht des Staates ist längst schon bejaht und nur noch eine Frage des Ausmaßes und diese wieder eine Frage der Zweckmäßigkeit geworden. Nein, darum geht es nicht, sondern es geht um die wirklich

[1] Ernst Zimmer, Umsturz im Weltbild der Physik. 5. Aufl. 1940, S. 70.

[2] Gerade Jordan weist freilich seine Wissenschaft dort auch in eine Zukunftwirksamkeit, wenn er erwartet, daß die vom Scharfsinn des Theoretikers entwickelte mathematische Beschreibung der gewonnenen experimentellen Feststellungen die Unterlage zur Voraussage der Resultate künftiger Experimente schaffen soll. (P. Jordan, a. a. O. S. 33.)

analytische Bearbeitung der wirtschaftlichen Tatsachenwelt, um die Erforschung der Wirtschaftszusammenhänge, jener inneren Abhängigkeitsbeziehungen, ohne deren gründliche Kenntnis kein Wirtschaftslenker, der überindividuelle Wirtschaftsgestaltungen zu verantworten hat, mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die Dauer richtige Entscheidungen treffen kann.

Diese [1] restlos gewissenhafte unmittelbar dem Wohl des Volksganzen gewidmete Wissenschaftsarbeit der Erschließung verläßlicher Einblicke in die Wirtschaft und ihre Zusammenhänge, wie sie sich in unseren Tagen tausendfach komplizierter als in früheren Zeiten aus der Fülle von nebeneinander und gegeneinander wirkenden Kräften, Voraussetzungen und Bedingungen ergeben müssen, muß geleistet werden ohne individuelles mehr oder minder leidenschaftliches Wünschen des Forschers die Lösung so oder so zu erhalten, wenn solches anders wäre als zum gemeinen Wohl.

Auch hier möchten wir wieder auf die Gedanken hinweisen, die wir schon vor Jahren ausgesprochen haben, indem wir zur Frage Stellung nahmen, was denn eigentlich der Staat, was die Lenker von Staaten von der Wirtschaftswissenschaft erwarten. Nicht unsere Meinung über das Seinsollen letzter Ziele des Volksganzen, nicht unsere politische Meinung ist es, was sie kennenlernen wollen, denn was sein, was werden soll, das ist ja gerade der Inhalt der Politik, des Wollens der Staatslenker. In den Zielsetzungen und in dem auf die Erreichung der Ziele gerichteten „Gestalten" fühlt er sich dem Wissenschaftler gegenüber, und das mit Recht, überlegen [2]. Von den Männern der Wissenschaft will der Staatsmann, wollen die Politiker nur die Möglichkeit und die möglichen Wirkungen ihres wirtschaftspolitischen Gestaltens nach den im Wirtschaftsleben wirksamen Kräften, nach den dort vielleicht unabänderlichen Gesetzmäßigkeiten, jedenfalls nach den jeweils gegebenen Voraussetzungen und Bedingungen erfahren, von ihnen wollen sie also nur etwas über die Möglichkeit oder den Wahrscheinlichkeitsgrad des Erfolges ihres eigenen Wollens hören,

[1] Wie es Gottl übrigens auch ausdrücklich sagt (Dimension S. 5).

[2] Zwiedineck, Von den Grundlagen der sozialen Bewegungen und vom Schicksal der Nationalökonomie. Jb. f. Nat. u. Stat., 148. Bd.

weil sie, diese Lenker, die Staatsmänner über die zur Durchforschung der Abhängigkeitsbeziehungen, dynamischen Faktoren, Bedingungen und Voraussetzungen erforderliche Zeit und allerdings auch die dazu erforderliche Schulung selbst nicht verfügen. Und um so weniger, als für dieses Durchforschen eben eine ganze Lebensarbeit eingesetzt werden muß. Gewiß fallen in den Bereich der volkswirtschaftswissenschaftlichen Arbeit auch Zielsetzungen, aber nur solche, die sich wirtschaftslogisch aus höheren letzten Zielen, eben jenen Zielen *ergeben*, die der Politiker, der Staatsmann gesetzt hat oder setzt.

Soll aber der Forscher maßgeblich und verläßlich die Fragen nach der Möglichkeit des Erfolgs beantworten können, die ihm die Politik aufgibt, die Fragen, die sich aus der Zielsetzung ergeben, so muß er offenbar die Seinselemente durchschauen. Aber zu diesen in den Bereich des Ontologischen fallenden Erkenntnissen gehört auch die Durchschauung der *dynamischen* Verhältnisse: welche Kräfte bewegen das ganze auf Herstellung „des dauernden Einklangs von Bedarf und Deckung" gerichtete Geschehen? Das aber schließt wieder in sich die Kenntnis von *Abhängigkeitsbeziehungen*, deren Erforschung demzufolge mit aller Entschiedenheit als Aufgabe der Wissenschaft anzuerkennen und zu fordern ist. Was anderes aber als eine Forschung nach ursächlichen Zusammenhängen kann es denn sein, was geeignet ist zur Gewinnung eines sicheren Fundamentes für das politische Handeln?

Die Jünger der so jungen „reiferen" Wissenschaft bewegen sich aber nun selbst in einem auffallenden inneren Widerspruch, wenn sie die Erforschung von Kausalitätsbeziehungen verwerfen, denn sie verwerfen ja damit schlechthin die Voraussetzungen der Gediegenheit und Gründlichkeit jeder wirklichen und echten Wirtschaftspolitik, für die sie sich aber tatsächlich leidenschaftlich einsetzen.

Man kann darüber hinweggehen, wenn Heitmüller behauptet, das Erkenntnisprinzip der Kausalanalyse unterstelle, daß alle Erscheinungen der toten Natur wie des geistig politischen oder organischen Lebens sich nach den Regeln der Mechanik verändern. Den Beweis, daß der *mechanistische* Funktionsbegriff in der

Wirtschaftstheorie alten Stiles „im Vordergrund" gestanden sei, von Quesnay-Smith bis zu der komplizierten Formelwelt der mathematischen Schulen und daß er auch die den Sinngehalt eines Wirtschaftsstiles ausdeutende Verstehensrichtung beherrscht habe, diesen Beweis ist Heitmüller schuldig geblieben, und die Behauptung, daß die Nationalökonomie mit Anwendung von Kausalanalysen in einer mechanistischen Auffassung steckengeblieben sei, beweist eine recht unvollkommene Kenntnis von der in Frage kommenden Literatur, und keinesfalls ist zuzugeben, daß der Funktionsbegriff, wie ihn die Wirtschaftstheorie bisher verwendet hat, zum Seinsbegriff in „unversöhnlichem Gegensatz" stehen. Die Feststellung funktionaler Beziehungen zwischen irgendwelchen wirtschaftlichen „Dimensionen" (z. B. zwischen Einzelhandelsumsätzen und Preisen) liegt völlig im Bereich ontologischer Aussagen [1].

Das für unsere Betrachtung Entscheidende liegt aber gar nicht darin. Es ist ebenso wichtig, daß einmal festgestellt wird, wie sehr alle jene, die an der bisherigen Wissenschaft in Bausch und Bogen eine so vernichtende Kritik glauben üben zu dürfen, überall dort, wo ihre Kritik auch nur einigermaßen einen Schritt ins Positive tut, ganz unverhohlen in elementarsten Kausalitätssyllogismen operieren. Oder will man etwa in Abrede stellen, daß die wirtschaftspolitischen Maßnahmen, die von dieser Seite gefordert oder mindestens mit mehr oder weniger Emphase bejaht worden sind, überhaupt nur im Zusammenhang mit einem kausalen Hintergrund entstanden gedacht werden können?

Von der grundlegenden Maxime für das wirtschaftliche Handeln jedes Einzelnen „Gemeinnutz geht vor Eigennutz" bis zu den weitestgehenden sozialisierenden und insonderheit kriegswirtschaftlichen Maßnahmen: überall steht man vor Forderungen eines Seinsollens, dem eine Bedeutung nur im Hinblick auf seine angenommene Wirkung zugeschrieben wird, und damit also vor Kausalzusammenhängen. Ob die Preise unbeweglich gemacht werden, ob der Zins herabgesetzt wird, ob man bäuerliches Land der Freibeweglichkeit im Verkehr entzieht, ob man Zölle einführt

[1] Vgl. u. a. E. Wagemann, Konjunkturlehre 1928, passim.

oder erhöht, ob und wie man den Markt reguliert, die Berufsstände organisiert, ob man die Währung von ihrer Gebundenheit an das Gold befreit, mit welchen Bindungen der Willensfreiheit des Erbhofbauern man den Bestand des Erbhofes sichern will, zu welchem Ende man die Preise agrarischer Produkte regional differenziert und so die große Zahl anderer Maßnahmen, ja der ganze Kampf gegen den Kapitalismus: einen Sinn haben alle diese Eingriffe der staatlichen Autorität in das wirtschaftliche Geschehen nur, wenn sie mit ganz bestimmten Abhängigkeitsbeziehungen und Kausalzusammenhängen verbunden gedacht sind, wenn man überzeugt ist, daß alle diese wirtschaftlichen Tatbestände sich anders gestalten würden, sobald nur die freien Entschließungen der Einzelnen den Ablauf der Wirtschaft und damit deren Struktur bestimmen würden.

Auch das Schaffen von Organisationen, wie z. B. der Wirtschaftsvereinigungen und Reichsstellen innerhalb der Gebiete der Landesbauernschaften, ist doch nicht bloß aus der Freude am Gestalten und am Schaffen von Gebilden zu erklären. Und nicht nur weil man das bisherige Sein und Geschehen verurteilt, wird organisiert, reguliert und gestaltet, sondern weil die Überzeugung oder der Glaube an das Bestehen gewisser Abhängigkeiten, von gewissen Kausalzusammenhängen zwischen der individualistischen Wirtschaftsordnung und der tatsächlichen Entwicklung der Dinge die Politiker beherrscht. Überall, wo eine Aufgabe gestellt wird, und bestimmte Mittel und Wege für ihre Lösung, für die Erreichung eines bestimmt gewollten Idealzustandes vorgeschrieben werden, muß vernünftigerweise eine Vorstellung von dem Wirkenkönnen dieser Mittel und Wege und damit von Ursache und Wirkung lebendig sein. Das finale Denken, dem in der Wirtschaftspolitik der Primat zugeschrieben wird, setzt, wenn es sinnvoll sein soll, die kausale Erkenntnis voraus, und zu diesem Ende Kausalitäts-Forschung.

Wirtschaften ist wie Technik, Staat, Gesellschaft, eine Auswirkung des als Einheit zu erfassenden sozialen Lebens. In ihm zeigt sich die Kausalität des sozialen Geschehens, u. z. vor allem im Zusammenhang mit der dieses beherrschenden Teleologie. Die

arbeitsteilig bedingte ungeheure Abhängigkeit des Einzelnen erzieht wohl allmählich, wenn auch nur langsam, zur Beachtung möglichst vieler von jenen Abhängigkeitsbeziehungen und Kausalzusammenhängen, die in dem sozialen Leben wirksam sind. Allein mit der Steigerung der Arbeitsteilung, der Berufsdifferenzierung, mit der Entfaltung und Verdichtung der Beziehungen in der Wirtschaftsgesellschaft, nicht minder mit dem Verschärfen des Kampfes ums Dasein wird diese Selbsterziehung immer unzulänglicher. Die Vergrößerung der sozialen Masse bringt eine Steigerung der Gemeinschaftsbeziehungen für die Bedarfsdeckungsaufgaben, aber es bleibt, daß die Zweckverfolgung (τέλος) Kausalvorstellungen voraussetzt, und damit ist für das Verstehen sowohl des ganzen gesellschaftlichen Wirtschaftskörpers wie jedes auf die Beeinflussung des wirtschaftlichen Geschehens gerichteten Wollens der Einzelnen das Denken nach dem Kausalprinzip unentbehrlich.

Das Kausalprinzip für die Forschung der Nationalökonomie ablehnen heißt eben, es für das Wirtschaften leugnen, heißt aber auch auf eine vernunftmäßige „Gestaltung" und Beeinflussung des Wirtschaftens verzichten und heißt verkennen, daß im Kausalprinzip des Wirtschaftens das Ertragsstreben verankert ist, was sowohl in der Anerkennung der Zwecke als Triebfeder alles wirtschaftlichen Geschehens als auch in jeder wirtschaftspolitischen Maßnahme irgendeiner autoritären Stelle, insbesondere des Staates [1], zu erkennen ist.

[1] A. Lamprecht, Das Prinzip der Kausalität des seelischen und sozialen Geschehens. S. 139 hebt für Zielsetzung, Reformpläne, Ideale die Wirksamkeit der psychologischen Kausalität besonders heraus.

VII

Vom Wissen zum Glauben zurück?

Im unmittelbaren Zusammenhang mit der Verwerfung der Pflicht zu kausal-logischer Fundamentierung der wissenschaftlichen Erkenntnisse in der nationalökonomischen Theorie steht das Eintreten der neuen Lehre für die Berechtigung des Glaubens und für seine Gleichrangigkeit mit dem Wissen.

Die Erklärung für diese eigenartige Sonderstellung der neuen „reifen" Wissenschaft ist in ihrer bewußten Forderung, daß die Wissenschaft bis in die Theorie hinein politisch zu sein habe, zu finden. Hierzu schreibt Heitmüller:

„Die Ableitung des Politischen aus der konkreten Wirklichkeit des Volkes, der sich auch der erkennende Mensch nicht entziehen darf, wenn er sich nicht in den Gefilden der Abstraktionen und Fiktionen verlieren will, führt aus der Verwirrung des Werturteilstreites heraus. Die Bestimmung des Politischen ist nicht etwa der subjektiven Beliebigkeit des Einzelnen überlassen, der aus dem „bunten Strauß von Kulturwertungen", von dem Max Weber sprach, eine ihm zusagende Wertung als Richtschnur für seine „politische Einstellung" auswählen kann. Der neugewonnene Begriff des Politischen, der von einer sinnvollen Lebensgestaltung im Sinne der Daseinsrichtigkeit ausgeht, ist überpersönlicher Art und steht über jedem Verdacht einer privaten oder ideologisch gefärbten Meinungsäußerung."

Das Politische in diesem Sinne soll etwas Objektives sein. Nun, die Absicht mag darauf gestellt sein. Allein diese Ableitung läßt dem subjektiven Ermessen und Gefühl den weitesten Spielraum [1] und das Vertrauen auf jene Überzeugungskraft des so zu gewinnenden Inhalts des Politischen will uns nicht aufkommen. Diese unseres

[1] Sagt doch Gottl selbst ausdrücklich: Kein Zweifel, auch unser erkennendes Denken bleibt stets in dem Kampf gegen all das verstrickt, was wir fühlen und wollen (Dimension S. 4). Das gelte nur von den Geisteswissenschaften, in denen das erfahrende Denken die erlebte Wirklichkeit nicht ihres Zusammenhanges beraubt. „Hier ist an Wissenschaft so viel vorhanden, als jener Kampf zu Sieg ausklingt (Kampf gegen all das, was wir fühlen und wollen), das will sagen, soweit das erkennende Denken nicht doch wieder in Bekenntnis steckenbleibt, vielmehr sich durchringt zu echter Erkenntnis im Walten gesinnungsfreien Denkens." Unverkennbar spricht sich darin Besorgnis aus, daß die Sauberkeit solches Erkennens keineswegs gesichert sei.

Erachtens unvermeidliche Subjektivität hindert Weippert und Heitmüller aber nicht, die Wissenschaftlichkeit jenes Glaubens zu behaupten. Daß Wissenschaft und Glaube sich ausschließende Gegensätze bilden, habe der platte Aufklärungsrationalismus behauptet; wer sich von dieser einseitigen Wissenschaftsauffassung befreit hat, wisse, daß neben dem kausal-logischen Denken noch eine andere, höhere Form des Wissens und der Gewißheit möglich ist. Es liegt nahe, an diese These den Gedanken anzuschließen, den Max Weber einmal ausgesprochen hat, als er die wertfreie Wissenschaft in einen betonten Gegensatz zu dem „Nachdenken von Weisen und Philosophen über den S i n n der Welt" gestellt hat. Ganz im Stile dieses Nachdenkens klingt es, wenn Weippert von ontologischen Urteilen schreibt: sie betrafen immer den Sinn des menschlichen Daseins, somit sei ihre Domäne der Bereich des Sollens. Wenn von Daseinsrichtigkeit und Daseinssinn die Rede ist, stehe nicht mehr die Beliebigkeit der normativen Werte und die ihr entsprechende Beliebigkeit des Sollens zur Sprache, vielmehr erscheine das Sollen hier auf die Erfüllung des Sinnes des Daseins gerichtet, auf die Erfüllung des Sinnes des menschlichen Lebens.

Daß solches Erforschen des Daseinsrichtigen nach wissenschaftlichen Grundsätzen erfolgen, wissenschaftlichen Charakter annehmen kann, soll nicht in Abrede gestellt werden. Nach unserer Erfahrung über die Verschiedenheit der Menschen wird aber eine Konstruktion des Daseinsrichtigen über den dogmatischen Charakter nicht hinauskommen.

Soll die Forschungsarbeit an dem sozialwirtschaftlichen Sein, was bisher als das Ontologische galt, vom Streben nach Wissen zum Glauben zurückkehren, von dem sie ausgegangen ist? — denn eine solche Rückkehr läge ja in Wirklichkeit in solcher Wendung der Wissenschaftsauffassung.

Glaube und Wissen, beides sind Arten eines Überzeugtseins Überzeugung [1] ist Durchdrungenheit von der Gültigkeit eines

[1] Der Begriff der Überzeugung in dem hier verwendeten Sinne ist inhaltlich absolut neutral, also nicht zu verwechseln mit jenen Überzeugungen, von denen N i e t z s ch e sagt, sie sind gefährlichere Feinde der Wahrheit als Lügen.

Urteils. Glaube und Wissen sind skalare Elemente in der Abstufung dieser Durchdrungenheit nach den Grundlagen. Für beide können zureichende Gründe vorhanden sein, aber für den Glauben genügen subjektiv wirksame Gründe, es bedarf keiner objektiven. Für das Wissen gelten dagegen nur Gründe als zureichend, die wissenschaftlicher Wahrheit genügen können, die also für alle nach der Absicht des Forschers gelten sollen, die Wahrheit wollen. Dem Gläubigen genügt seine persönliche Überzeugtheit, genügen die Gründe, die i h n überzeugen. Dem Forscher dürfen nur Gründe genügen, von denen er annehmen kann — und das ist ja allerdings eine Frage der wissenschaftlichen Begabung und der wissenschaftlichen Gewissenhaftigkeit —, daß sie andere und möglichst alle, die Wahrheit wollen, überzeugen.

Der Gläubige hat in seiner individuellen Überzeugung genügend Gewißheit. Der nach Wissen Verlangende fordert auf allgemeine Geltung eingestellte zureichende Gründe, sie geben objektive Gewißheit, eine Gewißheit, die man außer sich selbst zur Kontrolle des eigenen Urteiles sucht. Zweifelsohne kann die subjektive Gewißheit im Geiste der Fichteschen Glaubensauffassung von ungeheurer Kraft sein, sie ist aber etwas völlig anderes wie das im letzten Grunde übrigens demütige Ringen nach Wissen, nach wissenschaftlicher Wahrheit. Alles, was nicht a priori geeignet ist, mit einiger Verläßlichkeit für andere gelten zu können, ist nicht geeignet, wissenschaftliche Wahrheit zu konstituieren. Natürlich ist auch wissenschaftliche Wahrheit ein ephemeres Element, und Max Weber hat darin recht — das ist es auch, was zur Demut zwingt —, daß sich jeder Forscher von vornherein darüber klar sein muß, daß, was er aus dem tiefsten Verlangen nach Vollgültigkeit heute schafft, was er der Qualifizierung als wissenschaftliche Klarheit für würdig hält, möglicherweise in wenigen Jahrzehnten, vielleicht schon Jahren nicht mehr vollgültig sein wird. Das ist Forscherschicksal, vor dem auch die mathematischen Erkenntniswege nicht zu bewahren vermögen.

Es gibt eine Reihe von Erfahrungen in der Geschichte der Naturwissenschaften, die uns darüber belehren, daß in der Vergangenheit wissenschaftlich jeweils exakteste Durchdenkung eine völlig andere Auffassung einer Naturerscheinung hervorbringen konnte, als nach einem späteren, insonderheit dem

heutigen Stande der Wissenschaft als wahr, als wenigstens jetzt gesicherte Wissenschaftserrungenschaft erscheint. Es sei daran erinnert, daß man vor Kopernikus die Überzeugung von der Zentralstellung der Erde gegenüber der Sonne und den übrigen Planeten nicht etwa nur durch Sinneseindrücke, sondern durch mathematische Berechnungen als bewiesen und gesichert anzunehmen berechtigt war.

Wie tiefgehend, ja polar der Gegensatz von Wissen und Glauben auch sein kann, so ist die Grenze zwischen beiden doch nicht scharf zu ziehen, u. z. nicht nur, weil eben die objektiv zureichenden Gründe, die sachlichen Gründe, die das Fundament des Gewußten sind, sich schon dank unablässigen Forschungseifers beständig verändern, sondern vor allem, was hier besonders in Frage kommt, weil die Beurteilung der Objektivität zureichender Gründe nicht einheitlich ist. Wissenschaftliche Meinungsverschiedenheiten wurzeln ja gerade darin so häufig, daß ein Forscher für zureichend hält, was dem anderen noch nicht genügt.

Abgesehen von der Unsicherheit der Allgemeingültigkeit zureichender Gründe kommt aber auch in Betracht, daß dem Wissen jeweils Grenzen gezogen sind, auch bezüglich des Nichttranszendenten. Wenn aus gewissen Erscheinungen Vorstellungen und Gedanken gewonnen sind, die zu irgendeinem Seienden in Beziehung stehen, so kann diese Erfahrung sich als eine erschöpfende oder aber nur als Teilerfahrung darstellen, als Erfahrung nur über einen Teil des Seienden, also beispielsweise etwa nur über einen Teil der tatsächlich zustande kommenden Preise. Je nach der Schärfe des Denkens, des Verstandes und dies heißt z. B. je nach der Aktivität des Gedächtnisses in der Kombination vergangener und gegenwärtiger Anschauungen, freilich auch je nach der Gewissenhaftigkeit des Urteilenden kann und wird eine konkrete Teilerfahrung zur Überzeugung führen, daß die Erfahrung eine generelle oder allgemeingültige Erkenntnis begründet oder nicht. In solchen Fällen muß aber bei wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit der Behauptung einer Allgemeingültigkeit des Erkenntnisurteiles eine Kontrolle vorausgehen.

Geradezu typisch ist diese Denkaufgabe in der Statistik und noch mehr in ihren Surrogatmethoden zur Entwicklung gelangt. Ihre Aufgabe ist die Gewinnung von Kenntnissen über

Zustände und Vorgänge in Massen irgendwelcher Art. Die Statistik im engeren Sinn gilt als die Erkenntnismethode, mit der die Durchleuchtung der Masse [1] auf irgendwelche Eigenschaften oder Wirksamkeiten der die Masse bildenden Einzelnen erschöpfend, d. h. derart bewirkt werden soll, daß alle einzelnen Elemente der Masse auf die in Frage kommenden Eigenschaften oder Handlungen der Beobachtung unterworfen sind. Darauf ist zunächst der Wille des Statistikers, z. B. in irgendeiner populationistischen Ermittlung in der Regel gerichtet, er wird oft, aber keineswegs immer diese erschöpfende Kenntnis (Erfahrung) erreichen und muß dann, wenn er sie nicht erreichen kann, mit Ersatzmethoden operieren, die, wenn sie zu generalisierenden Urteilen führen sollen, von besonderen Kontrollen begleitet werden müssen. Aber es gilt selbstverständlich sich darüber im klaren zu sein, daß man sich innerhalb der Forscherkreise einer Wissenschaft so oft gar nicht bewußt ist, wo überall in ihrem Wissensschatz, in ihren Erkenntnissen und Kausalketten Überzeugungen mit nur glaubensartiger, nicht wissenschaftlicher Gefestetheit stecken.

Auch in der Physik ist die makrophysikalische oder „phänomenologische" Betrachtungsweise durch Weiterdenken eines Tages als unvollständig erwiesen gewesen. Die theoretische Durchdenkung der Atomvorstellung hat einerseits über die Entdeckung des Energieprinzips zu einer völlig zulänglichen makrophysikalischen wärmetheoretischen Beantwortung aller Fragen geführt, die uns etwa im Zusammenhang mit Wärmekraftmaschinen oder auch mit Wärmeumsatz bei chemischen Vorgängen begegnen, anderseits hat die weitere Verfolgung der Atomvorstellung auf dem Wege über die kinetische Gastheorie, im Zusammenhang mit der Unterscheidung reversibler und irreversibler Vorgänge zu Forschungsergebnissen geführt, die die überkommene Atomvorstellung völlig revolutionierte. Man mußte erkennen lernen, daß diese ein Glauben war [2].

[1] Allerdings eine gewissen Forderungen an Einheitlichkeit genügende Massenerscheinung, ein „Kollektiv", wie v. Mises es nennt. (v. Mises, Wahrscheinlichkeit, Statistik und Wahrheit, 1928, S. 179.)

[2] Hierzu vgl. P. Jordan, a. a. O., insbes. 3. Kapitel, und E. Zimmer, Umsturz im Weltbild der Physik, 1940.

Beispiele, in denen ein Glaube im Aufbau einer Lehre sich als unhaltbare unzweckmäßige Grundlage erwiesen hat, könnten auch für unsere nationalökonomische Wissenschaft reichlich beigebracht werden. Es ist ohne weiteres einzuräumen, daß es an der Überzeugungskraft solcher als ein Glauben nicht erkannten dogmatischen Elemente keineswegs fehlte, ja daß sie lange als zulänglich begründet erschienen und dafür gelten konnten, weil sich die betreffende Überzeugung eben erst allmählich als „zeitbedingt" erwies, als die Voraussetzungen für ihre Richtigkeit und Wahrheit sich deutlich geändert hatten. So ist z. B. die metallistische Währungstheorie vor allem getragen gewesen von der Überzeugung, daß die Einstellung der Menschen zu den Edelmetallen, vor allem zum Gold, verläßlich beständig sei, und so herrschte sehr verbreitet der G l a u b e , daß die Aufgaben des Geldes nur ein stoffwerthaltiges Geld erfüllen könne [1].

Dieser ungemein starke, man kann sagen weitaus vorherrschende Glaube hatte lange Zeit seine Stützen eben in dem Verhalten der Menschen, und geraume Zeit schien diese Überzeugung damit eine objektiv zureichende Grundlage zu haben. Und dennoch war es nur ein Glaube, der aber wie so mancher andere Glaube das Handeln der Menschen beherrschte, das selbst wieder den Glauben festigte. Solche Wechselwirkung ist unverkennbar.

So gibt es genug Gefahren, die dem wissenschaftlichen Wahrheitsstreben daraus erwachsen, daß „Überzeugungen" gar nicht jene Gefestetheit haben, die die Menschen ihnen zuschreiben, weil, wie Pascual J o r d a n z. B. gerade von den mechanischen Gesetzen feststellt [1], der G l a u b e an eine besondere, tiefere Verstehbarkeit tatsächlich nur a u f G e w o h n h e i t beruht.

Nun kann man freilich einwenden: gerade auch die exakte Naturwissenschaft führt in ihren letzten Schlüssen auf ein „Glauben" hinaus. Merkwürdig genug schon das, daß aus einem Zustand der Wissenschaft, in der alles als wesentlich verstehbar geklärt wird, die Entwicklung der Forschung mit Notwendigkeit dahin geführt hat, sich mit Wahrscheinlichkeit abzufinden.

[1] Über die Rolle des Glaubens in dem Werdegang der Nationalökonomie vgl. unter VIII.

Man hat es eben auch in der naturwissenschaftlichen Forschung damit zu tun, daß jeweils von den Fundamenten, die man als gefestigt erachtet, fortgefahren wird in der Fragestellung und den Schlußfolgerungen aus den gewonnenen Erkenntnissen von einer Stufe zur nächsten und dann immer wieder zu einer nächsten. Wenn dann in dem System solchen Denkens Fragen aufgeworfen werden, die mit erheblichen Gedankenumwegen angepackt werden müssen, so kommt es allerdings vor, daß Erkenntnisse gewonnen werden, auf die Plancks Wort vom „großen Wunder" zutrifft, das immer wieder in der Vervollkommnung des wissenschaftlichen Weltbildes zu erleben ist und es taucht mit einem solchen Gedankensystem in seinen letzten Schlußfolgerungen in der Tat auch der Begriff des „Glaubens" auf.

So z. B. in den Altersbestimmungen des Weltalls, die sich namentlich auf die Kenntnis von den Zerfallsvorgängen des Radiums stützen. Hier „überrascht" es, daß für die Erde ein Alter von etwa $4^1/_2$ Milliarden Jahren anzunehmen ist, während das Alter wenigstens von Teilen der Sonne auch nur auf 4,6 Milliarden Jahre angegeben werden kann. Schon indem man sich darüber wundert, daß die Sonne nicht „ein viel älterer Bewohner des Weltenraumes" sein soll, stößt man auf Fragen, vor denen wir die Grenzen des Forschungsvermögens demütig empfinden, Fragen, denen gegenüber auch die Möglichkeit des Experimentes zu Ende ist.

Man wähne nicht, sagte P l a n ck in der Polemik gegen den Positivismus der M a ch und O s t w a l d, daß es möglich sei, selbst in der exaktesten aller Naturwissenschaften, ganz ohne Weltanschauung, das will sagen, ganz ohne unbeweisbare Hypothesen vorwärtszukommen. Auch für die Physik gelte der Satz, daß man nicht selig wird ohne Glauben, zum mindesten den Glauben an eine gewisse Realität außer uns. Diesem Glauben in der physikalischen Forschung entspricht ein ähnlicher Glaube an das Objekt der Forschung in der Nationalökonomie. Es ist aber ein Seinsglaube, um den es da geht, nicht aber der Glaube eines bestimmten So - Seinsollens. Gerade Plancks Begründung der Unvermeidbarkeit solchen Glaubens, der seinem Wesen nach meist eine Annahme, eine Arbeitshypothese ist, weist darauf hin, daß nur die strengste wissenschaftliche Arbeit über das Sein — nicht ein Seinsollen! — die Grundlage für jene Grenzüberschreitung der Wissenschaft zu schaffen vermag, auf die der Mensch nicht ver-

zichten kann, wenn er die wichtigste, unaufhörlich wiederkehrende Frage beantworten will, die Frage: wie soll ich handeln? Also unbedingt erst strengste Seinsforschung, um von ihren Ergebnissen aus zu den Schlüssen über richtiges Handeln zu gelangen [1]!

[1] Planck, Dynamische und statistische Gesetzmäßigkeiten. A. a. O. S. 78, S. 78, dazu auch S. 101.

VIII

Die Rolle des Glaubens in der Nationalökonomie

Es ist kein glücklicher Stern, der über der Rolle des Glaubens in der Nationalökonomie geleuchtet hat. Aus dem, was eingangs (II) über die mehrfachen Peripetien in unserer Wissenschaft ausgeführt wurde, ist schon manches darüber zu entnehmen. Wir fassen das Wesentliche hier kurz zusammen. Die Erörterung von Fragen, die mit Vorgängen und Erscheinungen im Wirtschaftsleben zusammenhängen, begann mit einer Kritik des Verhaltens des Einzelnen im Verkehr mit Anderen. Diese Behandlung von Wirtschaftsfragen vom Standpunkt eines religiösen Ethos aus wächst noch im Mittelalter, allerdings erst im späteren, in eine Berücksichtigung und Prüfung der Umweltsverhältnisse, der Wirklichkeit, des Seienden hinein und damit auch in eine Prüfung der Rechtfertigung, ja auch nur der Zweckmäßigkeit solches Handelns der Einzelnen im Hinblick auf ihre religiös sittliche Verantwortlichkeit. Mit der Entfaltung dieser von einem dogmatischen Ethos ausgehenden Kritik im Verlaufe von Jahrhunderten setzt sich die Anschauung durch, daß das ökonomisch Zweckmäßige auch vor dem Forum der religiösen Ethik Geltung findet und als Rechtfertigung bewertet wird, aber das Dogma liefert selbstverständlich nach wie vor das Fundament und bestimmt den S t a n d p u n k t auch für diese der Lebenswirklichkeit entgegenkommende Ethik.

Immer mehr erweist sich mit sich steigernder Komplizierung des Wirtschaftsgetriebes infolge der fortschreitenden sozialen, insbesondere der Berufsgliederung, die Orientierung von den Marktverhältnissen her für die Kritik als notwendig.

Eine transzendentale Legitimation hat man die Grundlage der merkantilistischen und kameralistischen Auffassung der Gesellschaftswirtschaft genannt (Dietzel, Philippovich), indem man den Verzicht des Einzelnen auf Freibeweglichkeit, seine Unterordnung unter das Ganze auf die Annahme eines göttlichen Ursprungs der Fürstengewalt, ja der Fürstenweisheit oder eines ursprünglichen Vertrags zurückführte. Kein Zweifel, der Glaube an das Gottesgnadentum des Monarchen ist ein Element in dem merkantilistischen Denken gewesen, aber das Wollen eines starken Staates war das unvergleichlich nachhaltigere und stärkere.

Den Antrieb zur Erreichung einer höheren Stufe nun wirklich wissenschaftlicher Betrachtung lieferte der Druck, der von dem tiefen Eingriff der staatlichen Macht in das wirtschaftliche Geschehen ausging. In dem Kampf der Geister, der anfangs des 16. Jahrhunderts über die Berechtigung und die Rolle der Macht einsetzte, hatte wieder ein Glaube, der Glaube an die Berechtigung der Dämonie der politischen Macht, hat Machiavelli immer mehr den Sieg über Erasmus und Thomas Morus davongetragen [1]. Die machtmäßige Beeinflussung des auf Bedarfsdeckung gerichteten Geschehens in einem viel größeren Ausmaße, als es vorher geschehen war, getrieben von dem Bedarf der staatlichen Gewalt an Gütern und immer mehr an finanzieller Macht, wirkte sich gegenüber den in der Neuzeit erreichten erheblich gesteigerten Möglichkeiten des Verkehrs immer mehr als eine Hemmung für die auf die Güterbeschaffung gerichtete Aktivität, also als widerspruchsvoll gegenüber den eigenen Zielen aus, u. z. um so mehr, als neue Techniken auch neue Möglichkeiten der Massenproduktion und des Massenverkehrs, sowie der Konzentration der Güterproduktion schufen und auf die Befreiung von all jenen Hemmungen durch die gewaltige staatliche Autorität des Merkantilismus hindrängten. Diese Hemmungen werden um so stärker empfunden, als einerseits die Aufklärungsideen, der Glaube an ein Naturrecht, der Glaube an den ordre naturel, sich in schroffer Weise zur staatlichen Machtausübung in Gegensatz setzen, anderseits diese immer mehr zu einem bürokratisch verzopften, den Zwecken widerstreitenden pedantischen Ausleben von Machtgelüsten ausartete.

Diese offenbare Unzulänglichkeit der staatlichen Macht in der Gestaltung des auf die Bedarfsdeckung gerichteten Schaffens forderte zur Kritik heraus, die in der Naturrechtsidee von allem Anfang an und lange Zeit wirksame Unterstützung fand, bis Kritik und Idee auch in der Praxis siegten, indem der Staat auf die „Gestaltung" immer mehr verzichtete, diese daher wieder und immer ausschließlicher den Einzelnen überließ. Die Idee eines natürlichen Rechtes jedes Individuums, sein Leben so gut als möglich zu gestalten, ohne dabei die Rechte anderer zu verletzen, schuf den

[1] Gerhard Ritter, Machtstaat und Utopie. Vom Streit um die Dämonie der Macht seit Machiavelli und Morus. 2. Aufl., 1941.

nur insoweit beschränkten Freiheitsbegriff des Physiokratismus als Postulat für die Wirtschaft. Alle weiteren wirtschaftspolitischen Grundsätze, wie volle Berufs- und Gewerbefreiheit, Freiheit in der Geltendmachung des Privateigentums usw. sind aus diesem ausgesprochen glaubensmäßig fundamentierten Postulat abgeleitet.

Es ist bezeichnend, wenngleich paradox, daß demgegenüber im Individualismus der Grotius, Locke, Spinoza, Hobbes eine neue Denkweise, die das Interesse der Individuen in den Vordergrund rückt, vor allem in jenen Staaten aufkam, in denen die Dämonie der Macht besonders tiefgehend den Sieg über das christliche Gewissen, aber auch über ritterliches Empfinden und adelig ständisches Selbstbewußtsein davontrug, während die deutsche Kleinstaatenwelt in der außenpolitischen Machtemanation viel später erst und viel schwächer berührt wurde. Die intensive Ausgestaltung der merkantilistischen Politik, mit der jede Steigerung der wirtschaftlichen Produktionskraft von Staats wegen gefördert wurde, um die Finanzkraft des Staates damit zu stärken (eine Politik, die im Bereich des Bevölkerungswachstums tief in das persönliche Leben eingriff, namentlich mit dem Vorzweck der Bevölkerungsvermehrung): diese Ausgestaltung ist am großzügigsten in England und Frankreich erfolgt und hat eben hier aber auch die stärkste Reaktion in der Geistesbewegung des Physiokratismus und der englischen klassischen Lehre ausgelöst.

Der Kampfliteratur der Monarchomachen, die hauptsächlich im Kreise der durch die Bartholomäusnacht Getroffenen aufkam, ist die Wirksamkeit des Naturrechtsgedankens im Bereich der Wirtschaft in den Schriften der Quesnay, Cantillon, Dupont de Nemours an die Seite zu stellen. Es ist zwar in apologetischer Weise das Dogmatische ihrer Lehre (ordre naturel) abzuschwächen versucht worden, aber es ist das ganze System ohne dieses Glaubenselement nicht denkbar. Und so kann man wohl sagen, ein Glaube löste den anderen ab. Man hat die Frage aufgeworfen: welches sind die Rechte der in der Gesellschaft vereinigten Individuen? und die Antwort konnte, wie rational sie auch angepackt wurde, nur von einem Glauben aus gegeben werden.

Das Glaubensfundament der physiokratischen Lehre hat dieser den wissenschaftlichen Charakter keineswegs völlig nehmen

können. Die Wissenschaftlichkeit des Physiokratismus liegt gewiß vor allem in der Universalität, mit der die Wirtschaft erfaßt wurde: nicht mehr die einzelnen Wirtschaftszweige, sondern die Einheit der ganzen gesellschaftlichen Wirtschaft, der innere Zusammenhang in der gesamten Güterbewegung, wie er durch die Wirtschafter herbeigeführt wird, ist Objekt der Forschung geworden (Salin). Wissenschaftlich verfehlt war es, daß die Physiokraten aus dem grundsätzlichen Gegensatz zu dem Merkantilismus die Nationalökonomie als eine Naturwissenschaft glaubten auffassen zu können und darüber die politischen Voraussetzungen und Grundlagen im historischen Charakter der Volkswirtschaft übersahen. Schlechthin unwissenschaftlich aber war die Behauptung des Charakters des ordre naturel als einer idealen, nicht realen, einer absoluten, nicht relativen, einer seinsollenden, nicht einer seienden Wirtschaftsordnung. Das wissenschaftliche Forschen mündete in das unbegrenzte Meer des Glaubens, der Dogmatik.

Das Positive des Physiokratismus liegt in allen Konsequenzen des Naturrechtsglaubens. War dieser Glaube an das Bestehen eines ordre naturel zwar in seinem Ursprung nicht unwissenschaftlich, insofern er aus Naturbeobachtung abgeleitet war, so war doch unwissenschaftlich seine generalisierende Anwendung und Ausdehnung auf alles wirtschaftliche Geschehen, in dem psychologische Zusammenhänge und Willensentschlüsse neben physiologischen Antrieben entscheidend wirksam sind und deshalb zum Objekt der Forschung gemacht werden müssen.

Die ausgesprochen wissenschaftliche Analyse des Verhaltens der am Marktvorgang Beteiligten im klassischen Schrifttum lieferte dann die Grundlage für dessen individualistische Beleuchtung aller Bedarfsdeckungsvorgänge und damit für jene Ausdeutung des Werdens und Funktionierens der Volkswirtschaft, in der die freie Marktbewegung, die möglichst uneingeengte Eigentumsbetätigung und der Eigennutz die grundlegenden Voraussetzungen für das Verstehen des gesamten Wirtschaftsgeschehens bilden. Im klassischen Denksystem geht es gar nicht um ein „als ob", man hat gar nicht in Fiktionen gedacht, man war vielmehr von dem Sosein durchdrungen und war wissenschaftlich überzeugt, die Tatsachen für sich zu haben. Das

gilt vor allem von Adam Smith. Adam Smith ist zudem in der Tat bemüht, alle seine Lehrsätze durch zureichende Gründe zu stützen. Daß die Beweisführungen wiederholt fehlgehen, ändert nichts an der wissenschaftlichen Absicht, nichts am wissenschaftlichen Charakter des Werkes. Die Irrtümer sind eben mit Einseitigkeiten in den Betrachtungen, mit einem dem Forscher selbst nicht bewußten Doktrinarismus zu erklären. Die Neigung, aus einer theoretischen Überzeugung heraus generalisierend, die Wirklichkeit in konkreten Fällen zu vernachlässigen, ist unter dem Aspekt wissenschaftlicher Sorgfalt ein Fehler: es fehlt die Kontrolle der Zulässigkeit der Abstraktion.* Generalisierungen, Übertragungen irgendwelcher an irgendeiner Stelle des Wirtschaftslebens richtigen Beobachtung auf andere Gebiete oder andere Zeiten, in denen die Voraussetzungen sich geändert haben: das waren vor allem die Schwächen, die dem Klassizismus so viele Gegner bringen mußten. Wenngleich anderer Art als unhaltbare Generalisierungen infolge Unvollständigkeit der Beobachtungen, berührt sich mit diesem Fehler doch auch der der Ungründlichkeit, des Nichtzuendedenkens.

So glaubt z. B. Smith die Arbeit der häuslichen Dienstboten als unproduktiv bezeichnen zu dürfen, und das geschieht im Hinblick darauf, daß ihre Leistungen für den Herrn unmittelbar ja allerdings keine marktfähige Ware bringen. Smith übersieht aber dabei in der Dienstbotenarbeit die Wirkung der Steigerungsmöglichkeit in der Leistung des Herrn auf Grund der Förderung seiner Leistungsfähigkeit durch Ersparung eigener Bemühungen, also Nichtverbrauch seiner für wertvollere Leistungen geeigneten Qualitäten oder unmittelbar durch Erhöhung seiner Spannkraft.

Unvollständigkeit der Beobachtung, des Erfahrungsstoffes, unhistorische Spekulation findet sich auch bei Ricardo. Eine solche war es z. B., die Carey zur Kritik und Ablehnung der Ricardoschen Lehre von der Grundrentenentstehung bestimmt hat, wobei er selbst allerdings auch in den Fehler unberechtigter Generalisierung und damit ins Dogmatische verfiel.

Vorzüglich aber das Nichterkennen der jeweilig historischen rechtlichen und sozialen Bedingtheit an irgendeinem Zusammenhang von Erscheinungen spielt bei der Generalisierung der Klassiker eine erhebliche Rolle und mußte die Gegnerschaft der historischen Forschung herausfordern. Trotz einer gepflegten, subtilen Breite ist auch Smith darin nicht sorgfältig genug gewesen. Frei-

lich ist die Versuchung nicht gering, das jeweils Seiende als bloße Phase und Ergebnis einer Entwicklung zu verkennen, und es als das Natürliche, als Abschluß aufzufassen. Auch im heutigen Schrifttum ist Beweismaterial zu finden, daß man dieser Versuchung leicht erliegt.

So hat sich denn, auch aus solchem Erliegen geboren, viel allgemeiner und grundlegender ein anderer Glaube in der klassischen Literatur ausgewirkt. Die Klassiker haben mit einer Selbstverständlichkeit sondergleichen das freie Privateigentum als gesellschaftliche Grundlage der Wirtschaftsvorgänge angenommen und es dachte keiner daran, in der Gestaltung des Eigentums, wie sie die damalige Gegenwart darbot, eine historische Kategorie, ein dem Wandel der Zeit notwendig unterworfenes Element zu sehen, und so hat auch keiner nur einen Augenblick gedacht, den Glauben an die Selbstverständlichkeit des Soseins der Herrschaftsverhältnisse über die Güter zu überprüfen, so daß sich die Auffassung, das Gedeihen der sozialen Gemeinschaft könne nur auf der Grundlage eines solchen völlig freien Privateigentums gedacht werden, eben als bloßer Glaube einschleichen konnte, ohne daß es den Forschern zum Bewußtsein gekommen wäre, daß sie hier eine Voraussetzung ihres Denkens zum Dogma gemacht haben, die unablässig kontrolliert werden muß.

Liegt nicht aber überhaupt auch überall dort ein ausgesprochener Glaube vor, wo ein Forscher einen Kausalzusammenhang so annimmt, daß er ihn zur Prämisse eines Schlusses werden läßt, ohne ihm mit Skepsis gegenüberzutreten und ihn über den Umfang seiner Geltung zu prüfen? In der Tat, jede ungeprüfte Arbeitsannahme, jede Hypothese hat den Charakter eines Glaubens. In diesem Sinne sagt Planck, ist die Annahme der Realität der Atome und Elektronen, der elektromagnetischen Natur der Lichtwellen, der Identität von Körperwärme und Bewegung usw. ein Glaube. Aber der Forscher, der zunächst ohne Skepsis von solchen Ausnahmen bei seiner Forschung ausgeht, hat an der Hand der Denkgesetze und der Erfahrung die Übereinstimmung der Annahmen mit der Wirklichkeit nachzuprüfen. „Der Glaube allein tuts nicht[1]." Mit der Nachprüfbarkeit der Annahme sinkt die wissenschaftliche Zulässigkeit des Glaubens herab.

Eine besonders verhängnisvolle Beeinträchtigung hat der wissenschaftliche Charakter des klassischen Denksystems noch in einem

[1] Planck, Physikalische Rundblicke, S. 79.

weiteren Glauben erfahren. Nicht einem religiösen Glauben, sondern in dem sozialpsychologisch orientierten, im Wesen aber wirtschaftstheoretischen Glauben, daß die Verfolgung der wirtschaftlichen Ziele durch die einzelnen Wirtschafter so erfolge, daß dabei das Wohl der Gesamtheit am besten fährt. Diesem Harmonie-Glauben gegenüber ist der physiokratische Glaube an das göttliche Naturrecht auch innerhalb des Klassizismus zurückgetreten[1]. Und gegen ihn setzte nun die Kritik und die Gegenidee der Romantiker ein. Dieser Harmonieglaube wurde erschüttert durch die immer allgemeiner bekannt werdenden Elendstatsachen. Schon zum physiokratischen Denken hat die Erfahrung über agrarische Elendsverhältnisse gegen den Merkantilismus beigetragen, kritisch und positiv. Und so war es jetzt wieder eine Erfahrung, diesmal jene an Tatsachen auf dem Gebiet der Lebensverhältnisse der breiten Industriearbeiterschichten, was den Harmonieglauben erschütterte und zur Abkehr vom Klassizismus führte. Gleichwohl hat sich gerade dieses Dogma erhalten. Es steckt in der Überzeugung, mit der Dunoyer an den Segnungen der freien Konkurrenz u. z. so weitgehend hing, daß er nur durch sie die soziale Frage für lösbar hielt. Und seinen Höhepunkt hat der Harmonieglaube noch nach und trotz der gegenteiligen Wirklichkeitsverhältnisse bei Bastiat dem ausgesprochenen Apologeten der restlos liberalistischen Wirtschaftsordnung erreicht, da dieser Liberale in wirklicher Menschenunkenntnis sich für den Glauben einsetzte, daß Gott in jeden Menschen einen unwiderstehlichen Drang nach dem Guten gelegt habe. Es ist begreiflich, wenn Comte im Hinblick auf Bastias Nationalökonomie von einer „angeblichen Wissenschaft" gesprochen hat, die sich vor jeder etwas schwierigen Frage zurück-

[1] Gerade Ad. Smith hat die Interessenharmonie allerdings nicht als einen so absolut gesetzmäßigen Faktor angesehen, demzufolge sich die sittlichen Forderungen an den Einzelnen erübrigten, vielmehr forderte er in seiner „Theorie der moralischen Gefühle" ausdrücklich, daß auf dem Gebiete der Wirtschaft der Egoismus durch die Liebe zum Mitmenschen begrenzt werde, und er betont dort die Notwendigkeit einer sozialen Gesinnung. Vgl. hierzu Arno Lamprecht, Das Prinzip der Kausalität usw., a. a. O. Halberstadt 1925, S. 6.

zieht, wie sie sich aus dem Aufkommen einer neuen Technik, aus der Entwicklung der Industrie unablässig neu ergeben.

Es mag dahingestellt bleiben, wieweit Mangel an Ordnung der Gedanken mit Recht als wissenschaftliches Defizit ausgelegt werden kann. Darüber aber wird man nicht hinweggehen dürfen, daß sich in dem romantischen Denken mystische Anwandlungen mit den durch Beobachtung der Wirklichkeit bewirkten und namentlich historischen Vorstellungen verquicken. Glaubenselemente sind auch in der Romantik stark genug wirksam geworden und haben die ohnehin labile wissenschaftliche Basis wieder geschwächt. So ist die Romantik also mindestens keineswegs undogmatisch. Etwas von dem Glauben an den von Natur aus „guten Menschen" steckt auch in der ausgesprochen dogmatischen Begeisterung für die Welt des Mittelalters. Hat das Wort der Sachsenspiegel-Glosse „Gut ohne Ehre ist kein Gut, Leib ohne Ehre hat man für tot, alle Ehre aber kommt von der Treu" exhortativen Charakter gehabt, so ist in der romantischen Wirtschaftsauffassung zur Glaubens-Überzeugung geworden, daß die sittlichen Grundlagen der mittelalterlichen Wirtschaft auch in der neueren Zeit segensreich gegen alle Gefährdungen durch das Spiel der Interessen sich durchsetzen würden.

Nun ist unverkennbar die Forschungsarbeit in der Nationalökonomie seit den hervorgehobenen starken Peripetien im Bann des Bemühens gestanden, über Glaubenselemente in der Lehre hinauszuwachsen und vom Dogmenhaften sich freizuhalten. Die Wissenschaft ist damit zweifellos gediegener, freilich auch weniger pikant geworden, aber in ihren Ergebnissen verläßlicher für die Fundamentierung der Politik, und das genügt, um die Rückkehr von kausalem Forschen zur Statuierung von Dogmen für die Nationalökonomie abzulehnen.

Will man die Idee der „Daseinsrichtigkeit" im Wirtschaftlichen auf der Grundlage des Glaubens zu einer neuen Lehre entfalten, so ist das eine Sache für sich. Ihr Gegenstand steht freilich nur allzusehr im Dämmerlicht, als daß wissenschaftlich ein abschließendes Urteil über sie gefällt werden könnte. Aber das eine ist zu erkennen: die Aufgaben der Wissenschaft Nationalökonomie wird sie nicht erfüllen.